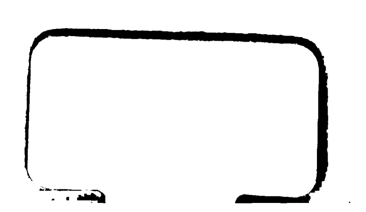




Dr H. Simon

Aus der Mansarde.

Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Sechstes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

und conservativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloses, unhistorisches und betrügliches Manöver ist, seinen berühmten Namen und seine vaterländische Popularität im entgegengesetzten Sinne in Anspruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsperioden einzuleiten, so prangend, geräuschvoll, übermüthig, volksaufregend und demonstrationssüchtig auszubeuten. Das ganze Gebahren der Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre erscheint, so wie man der Sache auf den Grund geht, rein lächerlich und absurd, oder, sofern sie mit Bewußtsein zu Werke gehen, im höchsten Grade unmoralisch, unredlich, das Gefühl jedes besseren Menschen empörend. Denn es wird an Schiller nur das geschätzt, gepriesen und gefeiert, was er selbst in reiferen Jahren vollkommen abgestreift und verworfen hat, wogegen er sich selber auf's Allerausdrücklichste erklärt und verwahrt hat, was er einen langen Zeitraum hindurch mittelst einer ganzen Anzahl großer und kleinerer Werke, prosaischer Aufsätze, allbekannter Gedichte und dramatischer Darstellungen — von 1792 an bis zu seinem 1805 erfolgten Tode — zu verneinen und zu bekämpfen bethätiget war. Die ausgetretenen Kinderschuhe des Mannes werden dem Volke zur Verehrung geboten, seine knabenhaften Gährungen hervorgehoben, die Produkte einer Lebensperiode benützt, mit welcher eine zweite mit ihren klareren Einsichten,

reineren Gesinnungen und frömmeren Bestrebungen in direktem Widerspruche steht, diese selbst aber völlig in Schatten gestellt. Schiller war, als er auf der Höhe seiner Entwicklung stand, nicht nur ein entschiedener Gegner der Revolution und Volksherrschaft, wie sie Princip der demokratischen Partei ist, er war auch noch überdies seiner innersten Neigung, Gesinnung und Beistimmung nach Christ und Katholik. Das habe ich in diesen Aufsätzen unwidersprechlich dargethan; und man wird es künftig nicht mehr straflos wagen dürfen, diesen Dichter in ein anderes Licht zu stellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde der religions- und societätsfeindlichen Umsturzpartei zu machen. Der ganze in diesem Sinn und Geist betriebene Cultus wird und muß in den Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben, als ihn; es ist nicht besser, als wenn man die Bekehrung und apostolische Thätigkeit des Apostels Paulus ignoriren, diese Thatsache aus dem Buche der Geschichte streichen und ihn nur als den erbitterten Gegner des Christenthums, der er zuvor gewesen, schildern, gelten lassen und lobpreisen wollte.

Ich theile die Schilleriana nicht so ganz vollständig mit, wie ich sie in der ersten Hitze, so zu sagen, geschrieben habe. Ich finde mich namentlich bewogen, eine Untersuchung über Schiller's Tod und Begräbniß wegzulassen, was ich deßwegen bemerken

muß, weil in den abgedruckten Abhandlungen ein Paar auf jene Darstellung bezügliche Stellen unterdrückt wurden und die Lücken nicht immer bis zur Unmerklichkeit auszufüllen waren. Freunde, die sich über die erwähnten, mit eigenthümlichen Umständen verknüpften Vorgänge ihre Gedanken machen, forderten mich auf, darüber zu schreiben; dies gab mir den Anstoß zu diesen Darstellungen und Beweisführungen überhaupt. Andere glaubten, es wäre besser, jene Untersuchung vor der Hand noch ruhen zu lassen, es wäre schon das genug, was ich hier vorbringe; und ich folgte diesem Rathe. Was ich hier gebe, kann für sich stehen, ja thut wohl eine um so bessere Wirkung, da Conjekturen möglichst vermieden sind und kaum Etwas vorkommen dürfte, was nicht die ganze Welt gern oder ungern wird einsehen und zugeben müssen. Auf eine Thatsache läßt sich immerhin schon aufmerksam machen. „Der Liebling des deutschen Volkes", dem jetzt eine förmliche Vergötterung zu Theil wird, ist in ähnlicher Weise zur Erde bestattet worden, wie zwei andere große Männer Deutschlands, über deren Ende und Begräbniß ich in einem früheren Hefte gesprochen habe. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — Lessing, Mozart, Schiller bilden in dieser Beziehung eine Trias, welche die Geschichte nicht vergessen wird. Für die Begräbnißweise Schiller's sind zwar mildernde Umstände vorgebracht

worden; doch wollen sich nicht Alle damit abspeisen lassen. Man sehe vor der Hand, was Palleske in seinem Buche über Schiller's Leben und Werke [1]) bemerklich gemacht, so wie auch den Aufsatz von Schwabe in der Gartenlaube [2]). Man wird hier die unbegreiflichsten Dinge, die empörendsten Thatsachen finden. Besonders schlimm kommen bei diesen Schriftstellern und Berichterstattern zwei Personen weg: Heinrich Voß, der sich bei Schiller's Krankheit und Tod so viel zu schaffen gemacht und dann bei seinen Berichten darüber in so große Widersprüche und handgreifliche Lügen verstrickt hat, und Consistorialrath Günther, von welchem kaum zu erlangen war, daß Schiller's Leiche von einigen seiner Freunde und Verehrer und nicht, wie angeordnet war, von bezahlten Schneidern zu Grabe getragen wurde.

Weiterhin findet sich ein antikritischer Aufsatz über die drei großen Apostel Petrus, Johannes und Paulus und deren vorbildliche kirchenhistorische Stellung und Bedeutung. Er bezieht sich auf eine Kritik meiner „Triadologischen Studien", die in der Augsburger Postzeitung hervorgetreten ist. Zwar hat sich in eben diesem Blatte auch eine meiner Auffassung

1) Berlin 1859. Anhänge im II. Bd. S. 409 ff. unter den Aufschriften: „Zu Schiller's Tod" und „die Beerdigung."

2) Jahrgang 1859. Nr. 46 f.

beitretende Stimme erhoben [1]), doch ist eine eingehende Erwiderung, wie ich sie in der Postzeitung versprochen habe, dadurch nicht überflüssig geworden.

Die zuletzt erscheinenden Aeußerungen und Gedichte sind unter dem Eindrucke der Nachrichten geschrieben, die ich durch Briefe und öffentliche Blätter über das Frankfurter Schützenfest erhielt. Sie werden dadurch, daß sie jetzt erst zum Drucke gelangen, nicht veraltet erscheinen. Jenes Fest wird noch immer auch in anderen Zeitschriften in Betrachtung gezogen und verdient es. Es bezeichnet eine große, bedeutsame und möglicher Weise höchst folgenschwere Wendung, die in den deutschen Stimmungen und Angelegenheiten eingetreten ist. Die Sache war ganz anders gemeint, als sie sich vollzogen hat. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht, und dieser hat sie ausgestrichen und dafür eine ganz andere Zahlenreihe hingesetzt. Man glaubte an keinen Wirth; aber es zeigte sich, daß ein solcher doch da ist, mag man ihn Geist der Nation, Geist der Menschheit, weltgeschichtlichen Entwicklungsprozeß, Schicksal, Vorsehung, Gott, Macht der reaktionären Gegensätze, oder wie man sonst will, nennen; es zeigte sich, daß sich doch nicht Alles machen läßt, und daß über den Häuptern jener aus ihren Mysterien

---

1) Beilage zur Augsburger Postzeitung vom 11. Juni 1862 unter dem Titel: „Paulus oder Johannes?“



heraus Alles machen Wollenden, ein Etwas schwebt, was oft mit einem Schlage alle ihre Bemühungen vereitelt. Ein mir eben zu Gesichte kommender Aufsatz in der Cottaischen Vierteljahrsschrift [1]) enthält folgende Bemerkungen. „Dieses Fest war das eigentliche Siegesfest des wahren, großdeutschen Gedankens, jener allgemeinen deutschen Idee, die nicht als das Schiboleth einer dynastisch-politischen Partei, sondern als das starke Schild der ganzen Nation zu betrachten ist. Die Frankfurter Julitage lassen sich als der terminus a quo präcisiren, von welchem aus diese Richtung einen ganz neuen, außerordentlichen Aufschwung gewonnen, von welchem aus sie, die sich bis dahin meist nur passiv und abwehrend verhalten hatte, die Offensive ergreifen und in eine siegreiche Aktion übergehen konnte. Während in den Schießständen die Büchsen knallten, wurde zugleich eine gewaltig ernste Geistesschlacht geschlagen — — — — — — —. Der positive Gedanke, das deutsche Gemüth siegte und die Schmerzenskinder, die Findlinge, die aus dem Vaterhause verdrängt werden sollten, verwandelten sich in die nationalen Lieblinge.“ Es wird ebendaselbst auch bemerkt, wie die kleindeutsche Partei seitdem so kleinlaut geworden, sich sogar schon wie ein reumüthig Bekehrter

1) Oktober—December 1862. „Das deutsche Schützenfest und die Schweizer“. S. 230 ff.

habe vernehmen lassen. Hier passen wieder einmal recht jene classischen Verse des Euripides, mit welchen er mehrere seiner Stücke schließt:

„Vielfach ist der Schickungen Wechselgestalt;
Viel bringt unerwartet ein Götterbeschluß,
Und nicht darstellt das Erwartete sich,
Da die Gottheit fügt, was unmöglich erschien. [1]“

Auch auf die italienischen Dinge ist er anwendbar, wo wir den gefeierten Helden, Heiligen und Wunderthäter der Nation, für den noch vor Kurzem Nichts unerreichbar schien, den man sogar zu einem auf Erden wandelnden Gott gemacht, so schmählich gefallen sehen; während der alte, milde, äußerlich so schwache und ohnmächtige Priesterkönig in Rom, auf den Alles Sturm läuft, noch immer nicht vertrieben und vernichtet ist.

Es scheint sich überhaupt eine neue Zeit einleiten zu wollen. „Es hat,“ wie der citirte Aufsatz bemerkt, „eine politische Umbildung begonnen, die ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat, und aus der die überraschendsten Combinationen und Formationen hervorgehen werden — nicht vermöge eines allgemeinen, gewaltsamen Umsturzes und Weltbrandes, der das Heterogenste zusammenschmelzen und in neue Formen gießen soll, sondern auf dem Wege allmählicher, friedlicher Umbildung und Reform.“ Das haben schon

1) Das Griechische steht als Motto auf dem Titel unseres Aufsatzes über das Frankfurter Schützenfest.



längst unsere größten und edelsten Geister gewünscht; aber die starren Gegensätze und wilden Leidenschaften, die ihre der gemeinen Menschennatur allein zusagende Rolle spielen, haben es nicht dazu kommen lassen, haben den nöthigen Entwicklungsprozeß des nationalen und menschheitlichen Bewußtseins stets auf das Bedauernswürdigste unterbrochen und seine schon gewonnenen Resultate blindwüthend zu Boden getreten. In den Xenien von Göthe und Schiller kommt ein merkwürdiges Distichon vor, welches ich in den Schillerianis anzuführen vergessen habe und hier gelegentlich nachtragen will:

Revolutionen.

Was das Lutherthum war, das ist das Franzthum in diesen Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück.

Was hier „Franzthum" heißt, ist dasselbe, was jetzt den Namen „Demokratie" und „demokratische Partei" führt, und was zwar in seiner dreisten Lügenhaftigkeit und Komödienspielerei die nationale Maske anlegt und namentlich den Lieblingsdichter der deutschen Nation zugleich als Revolutionsdichter und specifisch deutschen Poeten feiert, was sich aber von jenem wilden, rohen, mit Atheismus und Materialismus verbundenen französischen Revolutionstreiben in keiner Weise unterscheidet und in Wahrheit Nichts als der Affe dieses uns im Grunde so fremden Franzosenthums ist. Sehr auffallend hat sich das neuestens bei

dem Schillerfeste zu Mainz verrathen und herausgestellt, indem man hier einen Toast auf Georg Forster ausgebracht, diesen Franzosenfreund und Vaterlandsverräther, der eine so wüthende Rolle wieder die deutschgesinnten Mainzer gespielt. Sogar auf ein Denkmal für ihn ist angetragen worden; neben Schiller, der die französischen Revolutionsmänner „Schinderskne chte" genannt hat, an die er vor Eckel nicht mehr denken könne, soll ein solcher Blutmensch prangen, der sich „zum Zeichen der Zufriedenheit mit der Hinrichtung des französischen Königes" einen Schnurbart wachsen ließ, der sich noch kurz vor seinem Tode über den Terrorismus in Frankreich und die zu Lyon verübten Grausamkeiten freute, dessen Vater, über ein solches Betragen entrüstet, öffentlich erklärte, es solle ihn freuen, seinen Sohn am Galgen zu sehen, ja den selbst die Franzosen verachteten und un fier gredin, einen hochmüthigen Lumpen, nannten [1])! Verehrt immerhin solche Leute, ihr Herren Demokraten und Lichtfreunde; setzt ihnen, als eueren Vorbildern und Patronen, Denkmale, so viel ihr wollt! Aber unseren Schiller laßt ungerühmt und ungeehrt! Denn er gehört nicht euch an, und ein größerer Schimpf kann ihm nicht angethan werden, als wenn ihr ihn feiert — in solcher Gesellschaft feiert."

---

1) Vergl. die Schrift des Professors Klein: „Zurückweisung der Tischrede Moleschott's." Mainz 1862.

Inhalt.

Seite

Schiller

und

sein Verhältniß

zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart.

Sich ewig ohne Maß erfrechen
Seh'n wir der Lüge Wort und Thun;
Soll ewig unsre Geisel ruh'n,
Dies Treiben niemals unterbrechen,
So nützlich es der Hölle sei? —
Ein Schlag nur, und es ist vorbei
Mit dieser kecken Gaukelei;
Ein Wort nur darf die Wahrheit sprechen,
Und es erkennet Jedermann:
Wohl ist's ein hoher Genius;
Doch Jenen nicht gehört er an
Mit seinem ächten Lichterguß,
Mit seinem edelschönern Ruhm,
Die nur verneinen ohne Schluß,
Die gräuelhaft im Blute zechen —
Der Mann ist *unser* Eigenthum.

A.

Die Metamorphose.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Göthe.

Wer war mehr in beständig fortschreitender Entwicklung begriffen, als Schiller?

Hoffmeister,
Schillers Leben III. S. 131.

An der Hand der Poesie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden seiner Kinderjahre zurück.

Hoffmeister daselbst V. S. 380 ff.

— — — — — — — —

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begrüßet ihn die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die Engel im „Faust.“

„Hier ist es hell; hier steigt der Sonne Pracht,
Die tagende; dort grauset eine Nacht,
Die nie ein Strahl, ein leuchtender, zerriß."
Du sagst es, und dir ist es so gewiß;
Ich selber einst hab' eben so gedacht.
Allein die Dinge sind so einfach nicht;
Sie zeigen uns ein wechselnd Angesicht.
Das Licht verwandelt sich in Finsterniß,
Die Finsterniß wird plötzlich oft zum Licht.
Was ein entflammter Jugendeifer preist,
Wie oft verwirft's der reifgewordne Geist!
Und das vielleicht, dem man Vernichtung schwört,
Das ist's, dem endlich unser Herz gehört.
Wer tiefen Ernstes nach dem Wahren ringt,
Wer unermüdet immer weiter dringt,
Wie sollte dem ohn' Ende fort und fort
Die Sohle haften an dem alten Ort!
Es bleibt zu weltverwirrendem Behufe
Am wenigsten auf seiner Jugendstufe
Ein Schiller steh'n. Ihn nimmt der Lüge Wort
Nicht immer ein; ihm tönen andre Rufe,
Ihm winkt von oben her ein andrer Port.

1.

Schiller, dieser „Liebling der Nation“, steht in der Vorstellung und Verehrung dieser Nation als eine einfache, sich selbst gleiche Größe da. Denn von den Unterscheidungen, welche gründlicher forschende Beurtheiler und Biographen in Hinsicht seiner verschiedenen Entwicklungsperioden, veränderten Standpunkte und Denkarten machen, kommt nicht viel in's allgemeine Publikum. Die Werke, in welchem seine Muse den negativen Zeitideen dient, sind in vorwiegendem Andenken; es wird bei Erwähnung und Erhebung dieses Dichters vornehmlich auf sie der Accent gelegt; es werden sogar solche, die ein ganz anderer Geist beseelt, wie Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans, dazu gerechnet, und die Herren Demokraten und Revolutionäre haben namentlich im Jahre 1859, wo sie Schiller's Ruhm und Popularität in ihrem Sinn und Interesse auszubeuten bemüht waren, dann auch wieder gelegentlich bei dem großen Schützenfeste zu Frankfurt, recht geflissentlich nur die ihnen zusagende Seite desselben hervorgehoben und die andere dermaßen ignorirt und in

Schatten gestellt, daß dem Volke nur ein ganz einfaches, an keinerlei bedenklichem Zwiespalt und Bruche mit sich selber leidendes Charakterbild vor Augen trat. Und so wird Schiller meist nur als ein enthusiastischer Vertreter der modernen Freiheitsideen, zugleich auch als deutscher Patriot und Vaterlandsfreund in dem gemeinen, beschränkten Sinne des Wortes betrachtet, so viel auch in Schiller's Produkten damit in allerausdrücklichstem Widerspruche steht, wie wenn er die Freiheit in's Reich der Träume verweist, und das vaterländische Interesse als eine Jugendstufe des Menschengeschlechtes bezeichnet, die bei denkenden Menschen nur noch in Beziehung auf die allgemeine Geschichte der Gattung Statt finden könne [1]). Hat man doch selbst zu behaupten gewagt, daß politische Freiheitsideen die Seele aller seiner poetischen Leistungen vom Anfange seiner Laufbahn bis an sein Ende gewesen [2]). Auch zu

---

1) Vergl. unten in dem Aufsatze: Schiller's Charakterisirung in der „Gartenlaube."

2) „Vor Allem ist Schiller in seinen Dramen der Dichter der Freiheit, die sich wie ein rother Faden durch seine Werke, vom ersten bis zum letzten zieht." Gartenlaube 1859. S. 46. S. 666. Daß hier nur jene äußerliche Art von Freiheit oder Freiheitsstreben gemeint, die mit der schmählichsten Abhängigkeit der Seele von rohen und wilden Trieben und Leidenschaften gepaart sein kann, und es in der Regel wirklich ist, das ist aus dem Zusammenhange klar.

confessionellen Reibungen hat man das Schillerische Säcularfest benützt, hat behauptet, alles Verdienstliche, Classische und Glänzende in unserer Nationalliteratur sei ein specifisch protestantisches Produkt, und so den katholischen Theil der Nation, als eine imbecille und inferiore Menschenart, mit aristokratischer Ausschließung und kränkendem Uebermuthe behandelt [1]), wobei man ebenfalls wieder zu ignoriren für gut befunden, was für wesentliche Concessionen ein Lessing, Göthe, Schiller dem Katholicismus gemacht, und was für glänzende Schilderungen des katholischen Glaubens und Cultus besonders bei Letzterem begegnen. — Auf der anderen Seite gibt man, in Rücksicht auf die spätere Periode der Schillerischen Geistesentwicklung, wo so viel auffallend Katholisches zu Tage gekommen, sogar dem Gedanken einer Conversion, eines stillen, der Welt unbekannt gebliebenen Uebertrittes des großen Dichters zur katholischen Kirche Raum. Sei es, daß ein solcher nicht Statt gefunden — Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdruckes, indem seine politischen und religiösen Ansichten, namentlich was Christenthum und Katholicismus betrifft, in seiner späteren Lebensperiode eine wesentliche Umgestaltung erlitten haben. Ein Convertit oder Conversus ist, etymologisch verstanden, ein Um-

1) Vergl. unser erstes Mansardenheft S. 137 f.

gewendeter und Umgewandelter; und das ist man nicht bloß im Falle eines förmlichen, feierlichen Uebertrittes von einer Confession und Kirche zur anderen. Das Erste, Hauptsächlichste, Wesentlichste ist die innere Metamorphose, die Conversion der Denkart und Gesinnung, der Betrachtungs- und Empfindungsweise. Und daß eine solche bei Schiller wirklich vorgegangen, ist nicht nur Meinung und Conjectur; es läßt sich evident nachweisen, und ich lade meine Leser ein, sich mit mir der hier folgenden, diesen Nachweis liefernden Betrachtung hinzugeben.

2.

Die drei größten Heroen unserer nationalen Literatur und Geistesentwicklung: Lessing, Göthe und Schiller sind alle nicht so ganz einfach zu beurtheilen, unter eine gangbare Rubrik zu bringen, und als durchaus sich selbst gleiche Repräsentanten eines bestimmten Standpunktes zu betrachten, wie es der Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit freilich am bequemsten, so wie am gemäßesten zur Erreichung von Parteizwecken ist. Ich bin auf jene Männer, auf welche Deutschland mit Recht stolz ist, für welche man aber noch nicht den rechten Maßstab der Beurtheilung gefunden hat, schon mehrmals, wie in der „dreifachen Krone Roms“, in der Conversionsschrift und in den Mansardenheften zu sprechen gekommen. Lessing, „der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts“, wie

man ihn betitelt hat, war vielmehr ein Verächter und Gegner der hohlen Aufklärer und Modetheologen seiner Zeit. In seinem Kampfe mit der protestantischen Orthodoxie wurde er fast ganz in den Katholicismus hineingedrängt; er polemisirte von katholischen Standpunkten aus, und sein Bruder bat ihn, sich in Acht zu nehmen, daß er nicht für einen wirklichen Katholiken ausgeschrien werde [1]). Was Göthe betrifft, so erinnere ich hier nur an das katholisirende Ende der Fausttragödie und an die glänzende Darstellung des katholischen Sacramenten-Cyclus in „Dichtung und Wahrheit", wobei der Autor sich so entschieden gegen seine eigene Confession und Kirche kehrt und sie einer so intelligenzlosen Verstümmelung und Verkümmerung der sinn- und geistvollen, zugleich praktisch so nothwendigen katholischen Totalität beschuldigt. Nirgends aber ist der Contrast der Ansichten, Richtungen und Tendenzen so groß und auffallend, als bei Schiller. Sein geistiges Leben, Schaffen und Wirken theilt sich in zwei scharf geschiedene Abschnitte, wovon der eine, was seine großen dichterischen Werke und Dramen betrifft, von den „Räubern" bis zu „Don Carlos", der andere von „Wallenstein" bis zum „Demetrius", seinem letzten unvollendet gebliebenen Werke geht. In jener ersteren war er, das ist Thatsache, in vollem Maße das, was

---

1) Aus der „Mansarde." Heft IV. S. 97 ff.

die demokratische Partei, namentlich bei der Schillerischen Säcularfeier, so ausschließlich aus ihm zu machen gesucht, der abstrakte Freiheitspoet und antikirchliche Tendenzschriftsteller. In der zweiten schlug er völlig um, stellte sich polemisch der Revolution entgegen und leitete mit offenbarer Absichtlichkeit eine neue Achtung und Ehrfurcht vor christlicher Glaubensromantik, Mittelalter, Katholicismus und Papstthum ein; das ist ebenfalls Thatsache, und in diesem Sinne ist Schiller ein unläugbarer Convertit gewesen und läßt sich als ein poetischer Paulus bezeichnen, der zu einem solchen — wunderbar und unfaßlich für den gemeinen, rationalistischen Weltsinn und Weltverstand — aus dem feindseligen und leidenschaftlichen Saulus geworden, der er lange wirklich gewesen war.

3.

Um nun näher in's Einzelne und Besondere einzugehen, so betrachte man vor Allem jene vulkanischen, ganz nur vom Geiste der Negation und Destruktion erfüllten, einer politischen und socialen Umwälzung der Dinge so effektvoll in die Hände arbeitenden Jugendprodukte, namentlich die „Räuber“, die auf dem deutschen Theater eine so beispiellose Wirkung hervorbrachten und ein um so größeres Aergerniß für Göthe waren, der damals seinen Jugendsturm bereits zur Ruhe gebracht und in seine Conversionsperiode bereits eingetreten war. Dieser erkannte in dem Verfasser der

„Räuber" ein kraftvolles, aber unreifes Talent, „welches nun gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er selbst sich zu reinigen gestrebt, in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen habe." Er habe glauben müssen, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen. In Gwinner's Buch über Schopenhauer [1]) wird erzählt: „Göthe lud ihn ein, den nächsten Abend bei ihm zuzubringen, da er die Räuber, die man gab, doch wohl nicht werde sehen wollen." Anders fühlte und dachte damals das deutsche Publikum. Wie die ersten Aufführungen dieses Stückes auf die Jugend wirkten, das läßt sich daraus abnehmen, daß sich damals in Leipzig unter Knaben und jungen Leuten eine Verschwörung bildete, die sich die Räuberbande Karl Moor's zum Muster genommen. Schiller hatte zu dem Stücke, um sich zu schützen, eine sehr moralische Vorrede geschrieben, wo nach damaliger Art von Tugend und Laster gesprochen und die Sache so dargestellt wird, als zeichne der Dichter jene Verbrechen nur deßhalb, damit Religion, Moral und bürgerliche Gesetze „an ihren Feinden gerächt werden." — „Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer Katastrophe, mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist, der Verirrte tritt wieder in das

---

1) Leipz. 1862. S. 41.

Geleise der Gesetze, die Tugend geht siegend davon." Er suchte sich vielleicht selbst zu überreden, daß sich die Sache so wenden lasse. Aber nicht nur die Wirkung widersprach; man erkannte auch sehr wohl, weß Geistes Kind dies Drama sei. „In den Räubern lief Schiller einen poetischen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung," heißt es in einem im ersten Decennium dieses Jahrhunderts erschienenen Aufsatze [1]). Schiller selbst hatte zu seinem Schulfreund Scherfenberg gesagt: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker verbrannt werden muß." Und wie die Bedeutung und aufregende Natur dieses titanischen Jugendwerkes in den oberen Schichten der Gesellschaft erkannt und gefürchtet wurde, sieht man aus der Aeußerung eines Fürsten, der zu Göthe sagte: „Wäre ich Gott gewesen, da er im Begriffe war, die Welt zu erschaffen, und hätte ich voraus gesehen, daß in dieser Welt ein Stück, wie die Räuber, entstehen würde, ich hätte sie ungeschaffen gelassen." In Beziehung auf „Kabale und Liebe" sagt Schiller in einem Briefe an Dalberg: er habe sich darin eine vielleicht allzu freie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe bilden die antisociale Anfangsperiode dieser Dichtercarriere; im Don Carlos wollte Schiller, mehr in's Po-

---

1) Leipziger Literaturzeitung 1805. Nr. 92.

sitive gehend, eine neue Ordnung der Dinge in Aussicht stellen. Hoffmeister[1]) erklärt sich über diese Stücke folgendermaßen: „In den Räubern, in Fiesko und in Kabale und Liebe ist eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Dichters hervorgehende, nur verschieden modificirte Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee. Don Carlos liegt ganz und gar in derselben Richtung“ 2c. Was aber in dem letzteren Stücke ganz besonders hervortritt, ist der Kampf gegen das Kirchliche, wozu der spanische Boden, auf welchem das Stück spielt, eine willkommene Gelegenheit bot. Dem Katholicismus zu schaden, das ist hier eine der Hauptabsichten des Dichters gewesen. Er hat dies in einem Briefe aus Bauerbach vom 14. April 1783 ausdrücklich erklärt. „Ich will einer Menschenart, die der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will —“ Man erkennt in Schiller's Aeußerungen immer den Mann, der Etwas will, den Tendenzdichter. In späterer Zeit aber will er jener „Menschenart“ nicht mehr so wehe thun; er sieht ein, daß er, wie in unserem Zeitalter die Sachen stehen, seinen Dolch nach einer ganz anderen Seite hin zu kehren habe. Sein Don Carlos liegt in den jetzigen Ausgaben nicht mehr in seiner ersten Gestalt vor; es ist viel ge-

1) Schillers Leben. I. S. 292.

strichen worden; die herbsten Angriffe finden sich in dem Texte, welcher — bis zur 8. Scene des 3. Actes — in der rheinischen Thalia erschien. Es sind namentlich die nachher unterdrückten Stellen, wo Domingo geschildert wird, oder wo er durch die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen sich selbst zeichnet. Man kann darüber bei Hoffmeister [1]) nachsehen, der dergleichen Stellen als für den damaligen Schiller charakteristisch aushebt und mittheilt.

4.

Aus Feindschaft gegen die katholische Kirche ist ferner auch der „Geisterseher" geschrieben, der in den Jahren 1786—89 in Dresden und Weimar entstand. Es sollten die Jesuiten mit den ihnen Schuld gegebenen fabelhaften Machinationen zur Darstellung kommen. Ein protestantischer Prinz wird katholisch gemacht. „Der Zweck ist, zu zeigen," sagt Hoffmeister, „wie gewisse Mitglieder einer Religionspartei Personen vom höchsten Rang an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zusammenwirkende Glieder der Armenier, der Sicilianer, der Kardinal A*** ꝛc. sind, will eigentlich nichts Anderes, als durch den Prinzen für die Kirche einen Thron erwerben. Da hat sie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen" ꝛc. Dieser antikatho-

1) Schillers Leben. I. S. 295 ff. 302.

lische Tendenzroman wurde nicht vollendet. Schiller soll in späteren Jahren geäußert haben, er müsse unter sich selbst herabsinken, wenn er den Geisterseher fortsetzte, wiewohl er für kein anderes seiner Werke ein so ansehnliches Honorar erhalten könne[1]). Statt seiner hat nachher Eugen Sue die Sache über sich genommen und sich mit einem dieselbe Absicht verfolgenden Romane viel Geld verdient. Aber wie konnte Schiller dies Werk zu verfassen anfangen, wenn es unter seiner Würde war, dasselbe fortzusetzen? Er fing es wahrscheinlich in redlicher Meinung und gutem Gewissen von seinem damaligen Standpunkt aus zu schreiben an; erkannte aber bald, daß er auf einem objectiv schlechten, lügenhaften Wege sei. Er war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts gegen seine Ueberzeugung thun. Es bedarf in der That keiner so abgefeimten Schlauköpfe, wie die Jesuiten sein sollen, keiner so erstaunlichen Machinationen, wie sie angeblich in's Werk gesetzt werden, um Convertiten zu machen, selbst fürstliche. Ich z. B. habe mich vor meinem Entschlusse, katholisch zu werden, weder mit einem Jesuiten, noch

1) Hoffmeister II. S. 27 ff. 31 f. Palleske in seinem biographischen Werke. Berlin 1859. II. S. 29. sagt: „Man hat gefragt: warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort ist: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei, bei der er sich eines sündlichen Zeitaufwandes bewußt wird.“

sonst mit einem katholischen Geistlichen berührt; und Schiller selbst wurde späterhin dem Katholicismus, wenn nicht ganz in die Arme geführt, doch wenigstens wesentlich genähert, wobei ohne Zweifel sein eigener innerer Lebens- und Denkprozeß in Verbindung mit seinen welthistorischen Beobachtungen und Erfahrungen die einzige, oder doch hauptsächlichste Rolle gespielt. Ein redlich und rastlos nach Wahrheit strebender Sinn und Geist, die ungeheuere Predigt der Weltgeschichte und Gottes geheime Kraft und Macht — das sind die Jesuiten, die die Begeisterung des Progressisten dämpfen, den Ungläubigen bekehren und den Protestanten trotz all der ihm eingepflanzten und zur Natur gewordenen Antipathie katholisch machen. Und was die Throne betrifft, die man angeblich zu erobern bemüht ist, so ist an Christina von Schweden, die Tochter Gustav Adolph's, zu erinnern, die, indem sie in den Schooß der Kirche zurückzukehren beschloß, zu gleicher Zeit von ihrem Throne stieg, den sie als Katholikin nicht mehr einnehmen konnte. Hier waren wirklich Jesuiten im Spiele; aber die Königin selbst ließ sie nach Stockholm kommen. Sie ward nicht durch schlaue Manöver von ihnen umgarnt und gefangen genommen; sie hatten im Gegentheile ihr gegenüber einen sehr harten Stand; denn sie mußten dieser intelligenten Fürstin nicht allein über die confessionellen Differenzpunkte, sondern auch über die

allgemeinen Gründe des Christenthums und der positiven Religion Rede stehen [1]).

Revolutionär und antikatholisch sind vorherrschend auch Schiller's historische Arbeiten. So vor Allem die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Durch sie wollte Schiller, wie er selbst bemerkt, zum Bewußtsein bringen, was Menschen für die gute Sache wagen dürfen und was sie ausrichten mögen durch Vereinigung. Hier wird noch auf Menge und Masse Gewicht gelegt, was späterhin ganz weggefallen ist. Eine nachher unterdrückte Stelle [2]) lautet folgendermaßen: „Die Kraft, womit dieses Volk handelte, ist nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Hoffmeister [3]) sagt: „Ein Marquis Posa würde diese Geschichte eben so geschrieben haben. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution schrieb der deutsche Schriftsteller nach denselben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, seine Geschichte des Abfalles der Niederlande.“

Es ist meine Absicht nicht, Alles, was hieher ge-

---

1) Nur gelegentlich sei bemerkt, daß man der nach ihrer Abdankung katholisch gewordenen Fürstin in Stockholm nicht einmal Privatgottesdienst gestattete. Protestantische Toleranz!

2) Im „deutschen Mercur.“ Erstes Vierteljahr 1788. S. 6.

3) Schillers Leben. II. S. 126.



zogen werden kann, anzuführen und in's Licht zu setzen, da es für meinen Zweck nicht nöthig und eine unnütze Ausführlichkeit wäre. Viele lyrische Poesien, Lehrgedichte und Epigramme der früheren Periode, besonders die Götter Griechenlands, dann die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und andere prosaische Arbeiten Schiller's legen uns seinen früheren politischen, religiösen und confessionellen Standpunkt vor Augen und athmen mehr oder weniger den destruktiven Geist dieses Zeitraumes. Diese Seite des großen Mannes ist nur allzu bekannt und anerkannt, und es ist hier nur des Gegensatzes und Contrastes wegen so viel darüber in Erinnerung gebracht worden. Angelegentlicher und citatreicher werden wir uns mit der anderen, von der Viele Nichts wissen oder Nichts wissen wollen, zu beschäftigen haben.

5.

Ungefähr ein Decennium lang hat sich Schiller dem Staate, der Gesellschaft, der Kirche gegenüber als mächtig wirkendes Organ der negativen und destruktiven Zeitrichtung bethätigt. Die Räuber sind hauptsächlich im Jahr 1780 ausgearbeitet worden und 1781 im Druck erschienen. Im Jahr 1787 erschien Don Carlos, 1788 traten die Götter Griechenlands und die Geschichte des Abfalles der Niederlande, 1789 der Geisterseher, 1791 ff. die Geschichte des dreißigjährigen Krieges an's Licht. Damit stand Schiller auf der Höhe der Nega-

tion; damit war der erste Schiller, derjenige, dem „die Gartenlaube" huldigt, den man 1859 so überschwänglich gepriesen und gefeiert, auf den man sich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeste und anderwärts bezogen und berufen hat, fertig; von da an bereitete sich ein Umschwung vor, von dem bei den demokratischen Lobpreisungen des Dichters Nichts verlautet, den wir aber um so nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen veranlaßt sind. Unter dem Druck und Zwange der Karlsschule zu Stuttgart, dem geistlichen Berufe entrissen, dem er sich zu widmen wünschte, wurde einer der edelsten Geister und genialsten Menschen, die je gelebt haben, zu einem antisocialen und antikirchlichen Geistesriesen, der alle die Menschheit bindenden Fesseln zu zersprengen rang. Als solcher hatte er sich, auf der Höhe dieser Entwicklung stehend, auch formell ausgebildet; er wüthete, so zu sagen, mit Geschmack, als er 1789 sein akademisches Lehramt in Jena antrat. Aber schon die Vollendung des dreißigjährigen Krieges machte ihm keine Freude mehr; er hörte auf, dergleichen Produkte zu erzeugen und als Zündstoffe in die Welt zu schleudern, ja es trat in seiner dichterischen Thätigkeit ein auffallender Stillstand ein. Von 1790 — 94 wurde nicht ein einziges Originalgedicht fertig; es konnte scheinen, daß sich seine schaffenden Geisteskräfte in jenen titanischen Manifestationen bereits erschöpft hätten. Merkwürdig ist,

daß ihn gerade zur Zeit dieses Wendepunktes 1791 eine lebensgefährliche Krankheit befiel. Es ist, als ob hier der erste Schiller, der Titane, gestorben wäre, damit der zweite, der Romantiker und Schöpfer einer „Maria“ und „Johanna“, wie ein Phönix aus seiner Asche hervorgehen könne, was sich auch in einer körperlichen Krisis dargestellt zu haben scheint. Die physische Natur erhob sich nicht mehr zu ihrer normalen Beschaffenheit. Von einem Gebrochensein des Geistes und Charakters aber kann in Rücksicht der nun folgenden Periode keine Rede sein. Im Jahre 1795 fing Schiller ein neues, seiner Bedeutung nach total verändertes Dichterleben an. Er warf eine Reihe der herrlichsten poetischen Gebilde aus seinem Innern heraus, in welchen sich das Wehen eines ganz anderen Geistes verspüren ließ, als der die früheren Produkte durchstürmende gewesen war. Eine entschiedene Polemik gegen revolutionäres Gebahren, eine tiefe Verachtung der Menschheit und des Volkes im Sinne der demokratisch verehrten und benützten Menge und Masse, eine ausdrückliche Wiederanerkennung des Christenthums und eine für Protestanten höchst bedenkliche Hinneigung zum Katholicismus — das ist es, was sich in den Geisteserzeugnissen dieser Periode bemerklich macht. Dieselbe erstreckt sich, ohne daß ein Nachlaß oder Abschluß sichtbar, bis an Schiller's Tod, der ihn mitten im Beginn einer neuen, bedeutsamen Arbeit (des „Demetrius“) überraschte.

6.

In welchem Grade Schiller sich erstlich von der revolutionären Richtung abwendete, der er früher hingegeben war, das bezeugt auf das Bestimmteste seine „Glocke,“ die aus dem Jahre 1799 ist. Ich brauche die gegen die Revolution geradezu polemisirenden Stellen, die wohl Jeder auswendig kann, nicht herzusetzen. Auch das kleine Gedicht von ihm, welches den Namen „Wilhelm Tell“ führt, und ursprünglich in ein Exemplar des so betitelten Schauspiels geschrieben war, ist zu erwägen; der Dichter entschuldigt sich hier gewissermaßen, daß er ein Freiheitsthema behandelt habe, und erklärt den Unterschied des schweizerischen Aufstandes von einer Staatsumwälzung, wie die französische war [1]).

1) „Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen, —
Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromme die Heerde weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Und selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet;
— Das ist unsterblich und des Liedes werth“ u. s. w.

Eine grenzenlose Verachtung der Mehrheit, Menge und Masse, welche die Kategorie der Demokratie, das Idol, dem sie räuchert, und die Armee ist, die sie für ihre Zwecke in's Treffen führt, drückt sich besonders in einigen 1796 entstandenen Distichen [1]) und im Demetrius, seinem letzten unvollendeten Werke aus, dessen Tendenz entschieden antidemokratisch ist, und die Blindheit, Rohheit und Unvernunft der sich massenhaft bethätigenden Menschheit recht absichtlich an den Pranger stellt [2]). Es kommen weiter diejenigen

1) Unter dem Titel: „Majestas populi" heißt es:

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

So ferner:

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten;
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht! Vielen gefallen, ist schlimm.

2) Hier sagt Sapieha:

„— — — — — — — — — — — die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Produkte in Betracht, in welchen Schiller ausspricht, daß er sich in seinen Hoffnungen und Erwartungen auf's Schmerzlichste getäuscht habe und die Zielpunkte seines bisherigen Strebens aufzugeben genöthigt sei. Solche Bekenntnisse legt er in den „Idealen“ ab, welche im Jahr 1795 entstanden[1]), und in dem „Pilgrim,“ der 1803 geschrieben wurde. Er beschreibt hier in allegorischer Weise sein ganzes vergangenes Leben; er klagt, daß ihn die Orakel seiner Jugend betrogen, daß ihm all sein Ringen und Kämpfen keine Frucht getragen habe; und ich müßte mich sehr irren, wenn eine Stelle darin nicht auf einen gewissen Orden anspielte[2]).

---

1) „Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Tag erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.“

u. s. w. Und weiterhin:

„Des Wissens Durst blieb ungestillt;
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.“

2) „Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort.
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Beachtenswerth scheint mir hiebei folgende Stelle eines Briefes zu sein, welchen Schiller unter dem Datum „Mannheim, den 11. September 1783" geschrieben: „Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Freimaurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen, verborgenen Einfluß. Der hat mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen. Er versicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei"[1]). Im Jahre 1787 kam Bode, Illuminatus dirigens, nach Weimar und berührte sich mit Schiller[2]). In den

---

Und zu eines Stroms Gestade
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinen Pfaden
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel.
Vor mir lag's in weiter Leere,
Näher war ich nicht dem Ziel."

Da die allgemeine Richtung zum Lichte hin schon vorher ausgedrückt ist, so muß hier mit dem nach Morgen fließenden Strome etwas Besonderes gemeint sein; und nun frage man sich, was das sein könne!

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttg. u. Tübingen. 1851. S. 78 f.

2) Palleske, Schiller's Leben. II. S. 75.

Briefen über Don Carlos, die zuerst im deutschen Mercur erschienen, wozu Schiller in den Jahren 1788 und 1789 Beiträge gab, sagt er, sein Posa suche die für die Menschheit so wichtigen Zwecke der Illuminaten und Freimaurer zu realisiren, nämlich durch einen Fürsten, wie jene durch einen geheimen Bund. Zu gleicher Zeit erklärt er zwar, daß er weder Illuminat noch Maurer sei [1]); aber eine gewisse Beziehung zu diesen Verbindungen verräth sich gleichwohl in seinen Aeußerungen; man hat ihn wohl — was braucht man mit einem solchen Mann Komödie zu spielen? — ohne Weiteres so tief in den Kern der Sache eingeweiht, daß ihm das graduelle Aufsteigen erspart, daß er über formelle Theilnahme und symbolische Spielereien hinausgehoben war,

1) „Ich bin weder Illuminat noch Maurer. Aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, das will der Letztere, durch einen Fürsten nämlich, der die Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen" ꝛc. So viel ist hieraus mit Gewißheit zu ersehen, daß Schiller in seiner früheren Periode sich in innerer, geistiger Einheit mit jenen Verbindungen wußte.

und somit immerhin, ohne zu lügen, sagen konnte, daß er jenen Verbindungen nicht förmlich angehöre. Noch dürften hier folgende Briefstellen Beachtung verdienen. Schiller schrieb an Göthe am 14. Juni 1799: „Mellisch brachte einen Fremden aus dem Walliser Land mit, der mit deutschen gelehrten Sachen nicht unbekannt schien, und über die neuere Philosophie sogar, so weit sich darüber in französischer Sprache reden ließ, nicht unvernünftig sprach. Es mag indessen irgend eine geheime Bewandniß mit ihm haben." Und dann am 26. Juni: „Der Franzose, der neulich mit Mellisch bei mir war und sich heute wieder einstellte, hat mir die Zeit und Stimmung genommen, um Ihnen heute so viel über das Propyläenstück zu sagen, als ich Willens war [1])." Auch hier verräth sich eine mysteriöse Berührung, zugleich aber auch eine eingetretene Entfremdung Schiller's nach dieser Seite hin. Er klagt, daß ihm der zudringliche Fremde Zeit und Stimmung raube. Die Aufgebung seines politischen und socialen Idealismus und Progressismus drückte Schiller auch in einem seiner großen dramatischen Werke aus, im „Wallenstein" nämlich, auf den wir unten näher zu sprechen kommen werden.

In Rücksicht auf das von Schiller so tief verachtete

1) Briefwechsel V. S. 72. u. 81.

Christenthum[1]) ist das kleine, aus dem Jahre 1795 herstammende Gedicht: „Die Johanniter“ wichtig, an dessen Schlusse er die Religion des Kreuzes als die einzige preist, welche Demuth und Kraft verbinde[2]). Eine pessimistische Ansicht in Beziehung auf das zu erwartende Resultat des weltgeschichtlichen Prozesses, auf das Schicksal des besseren Menschen auf Erden und auf das selbstständig menschliche Erkennen mit Verweisung auf ein transcendentes, jenseitiges Ziel tritt in den Worten des Wahnes auf[3]). Dieses Gedicht scheint

---

1) Man sehe den Schluß des Gedichtes an Rousseau, das aus dem Jahre 1782 ist!

2) „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“

3) Der Mensch täusche sich, sagt Schiller,
„So lange er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu. —
So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergängliches Haus. —

sich, bei oberflächlicher Ansicht, auf ein früher verfaßtes: „Die Worte des Glaubens“ zu beziehen und in verneinender und abweisender Form dasselbe aussprechen zu sollen, was dort positiv ausgedrückt ist. Dem aber ist nicht so. Das spätere Gedicht ist vielmehr im Widerspruch mit dem früheren und beurkundet einen bedeutenden Fortschritt in der pessimistischen Weltanschauung, die sich bei Schiller in seiner zweiten, convertirenden Periode ausbildete. Dort sucht er noch seine progressistische Freiheitsidee zu retten, wiewohl dieselbe durch die Gräuelthaten der französischen Revolution bereits bedeutend erschüttert worden war. Wenn er nun aber sagt, es sei ein Wahn, zu glauben, daß das Rechte und Gute jemals auf Erden den Sieg davon tragen werde, die Erde gehöre nicht dem guten, sondern dem schlechten Menschen, so ist es mit der Festhaltung der progressistischen Ideen und Tendenzen, die Schiller früher

---

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen;
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!“ 2c.

hegte, nothwendig aus. Denn wenn der Mensch, worauf dort noch gerechnet ist, seine Ketten bricht, was soll es helfen? Das Rechte, das Gute kommt doch nicht zu Stande, die Erde gehört dem Guten doch nimmermehr. Man müsse den Feind, heißt es in dem zweiten Gedichte, frei in den Lüften ersticken, weil er, wie jener Riese, auf der Erde stets neue Kraft gewinne. Das ist der Uebergang in eine höhere, über das Irdische hinaus gelegene Region, der transcendente Sprung, der auch in den Worten liegt, daß der Gute hienieden ein Fremdling sei, der auswandere und eine unvergängliche Wohnung suche. Ein hieran sich schließendes, sehr merkwürdiges Gedicht ist ferner „die Sehnsucht", deren Entstehung in das Jahr 1801 fällt. Es wird hier die Nothwendigkeit eines unvermittelt kühnen Sprunges in die Wunderwelt des Glaubens gelehrt, welcher selbst schon ein sich über alles Bedingte in Natur und Menschengeist hinausschwingendes Wunder sei [1]). Um speciell

1) „Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch es wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

vom Katholicismus zu sprechen, dem Schiller in seinen früheren Werken — wie dem Don Carlos, den historischen Werken mit ihren tendenziösen Schaudergemälden, dem Geisterseher — so weh zu thun beflissen war, so sehen wir nun in der Conversionsperiode das merkwürdigste Gegentheil in einer ganzen Reihe von Gedichten und Dramen theils durchherrschen, theils wenigstens in einzelnen Stellen derselben hervortreten. Dahin gehört „der Gang nach dem Eisenhammer", wo die katholische Messe nicht nur mit Sachkenntniß, sondern auch mit fühlbarer Anerkennung und Liebe beschrieben wird; „Wallenstein," wo eine so merkwürdige Schilderung kirchlicher Andacht eingeschaltet ist, wie sie das in diesem Stücke zu lösende künstlerische Problem keineswegs foderte [1]); „der Kampf mit dem Dra-

---

Einen Nachen sah ich schwanken,
  Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
  Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
  Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
  In das schöne Wunderland."

1) „Wo denken Sie, daß ich gewesen, Tante? —
Doch keinen Spott! Mich ängstete des Lagers
Gewühl, die Flut zudringlicher Bekannter,
Der fade Scherz, das nichtige Gespräch;

chen", wo das katholische Princip der Demuth und des Gehorsams hervorgehoben und wo ihm im Conflict mit

---

Es wurde mir zu arg, ich mußte fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es ist ein Kloster hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes;
Ein schlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche gesehen
In ihrem Glanz, die Inbrunst der Verehrer!
Es hat mich nicht gerührt. Und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, so wie die Liebe."

So Max Piccolomini, eine der Lieblingsgestalten des Dichters, welcher er ohne Zweifel seine eigenen Erfahrungen und Empfindungen leiht. Man sieht hieraus, daß Schiller nicht bloß durch die blendende Seite des katholischen Cultus angezogen wurde, wie er sie in der „Maria Stuart" beschreibt. Hier im Wallenstein wird die Andacht ganz im Gegentheil an eine künstlerisch geringfügige und werthlose Darstellung geknüpft. Es ist das Herz, das liebende Herz, welches seine warme, innige Rolle spielt, den Himmel in sich aufnimmt und beide Welten, die diesseitige und die jenseitige, verknüpft. Der kalte, glaubens- und gemüthlose Verstand wird in der Gräfin danebengestellt, gegen deren rationalistische Kritik und spöttisches Lächeln Max sich zu verwahren genöthigt ist. Auch folgende, diesem jungen

dem ritterlichen Heldenmuthe des Drachentödters ein in so ächt kirchlicher Weise bestimmter Vorrang eingeräumt ist [1]); „der Graf von Habsburg", wo

---

Mann in Rücksicht auf Wallenstein's astrologischen Aberglauben in den Mund gelegte Rede ist anzuführen:

„Nicht nur der Stolz des Menschen füllt den Raum
Mit Geistern und geheimnißvollen Kräften.
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die, ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tausend Zweige reif entgegenstreckt."

1) „Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Und Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspänstige Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn das ist's, was die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo des höchsten Herrschers Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heiligem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen."

ebenfalls ganz specifisch katholische Töne angeschlagen sind; „Maria Stuart", wo unsere Herzen einer katholischen Fürstin zugeführt, von einer protestantischen aber entschieden abgewendet werden, und wo sich uns ein für seinen neuen Glauben begeisterter Convertit und eine katholische Beichte und Communion auf eine Weise präsentirt, die eine wenigstens vorwiegende Hinneigung des Dichters selbst zu diesem Cultus unzweifelhaft genug zu erkennen gibt [1]); weiter „die Jungfrau von

1) Ich enthalte mich wörtlicher Citate aus diesem Werke, weil ich zu viel abschreiben müßte und weil ich schon sonst (in der „dreifachen Krone Roms") davon Gebrauch gemacht, erinnere jedoch an das prachtvolle Gemälde des römischen Kirchenfestes, das Mortimer im Gespräch mit Maria entrollt, an den Ekel und an die Verachtung, womit zu gleicher Zeit von der kahlen, leblosen, kunstfeindlichen Abstraktion der abgefallenen Kirchen und Sekten, „der Puritaner dumpfen Predigtstuben" 2c. die Rede ist, an die kirchlichen Lehren, die Mortimer seinem Berichte zu Folge aus dem Munde des Cardinals von Guise empfangen, und endlich an die Scene, in welcher Melvil als Priester Maria zum Tode weiht, und welche so edel und würdig gehalten ist, daß man deutlich erkennt, wie gut es der Dichter mit der von ihm dargestellten Sache gemeint. Gewiß mit vollem Bewußtsein und bestimmter Absicht läßt Schiller die protestantische Königin eine unseren Haß und Abscheu erregende Rolle spielen, während er die katholische als eine zwar nicht schuldlose, aber edle und liebenswürdige Persönlichkeit schildert, die zuletzt in Folge aufrichtiger Reue und williger Büßung ihrer Sünden durch den weltlicher-

Orleans", wo uns Schiller die romantische Wunderwelt des Mittelalters entfaltet und in Johanna's schweigender Selbstdemüthigung und Unterwerfung unter das Schicksal den ungerechtesten Anklagen gegenüber die innersten Tiefen des katholischen Christenthums enthüllt [1]),

seits ungerecht verhängten Tod sogar noch in religiöser Verklärung strahlt. In Döring's Beurtheilung (Schillers Leben, Weimar 1824. S. 269 f.) heißt es: „Maria tritt (Act 1. Scene 2.) mit dem Kreuze auf und verschwindet auch wieder damit, geläutert von jedem Erdenschmerz. Durch ihre letzten Worte verklärt sie sich zur Heiligen und vollendet ihre tragische Würde, indem sie, von Allen beweint, dem Tode entgegengeht. Elisabeth's erstes Auftreten wird von einem Treubruche begleitet, und verlassen von Allen steht sie am Schlusse des Stückes da." Konnte ein ächter Protestant, konnte ein Feind des Katholicismus, wie Schiller früher war, eine solche Tragödie schreiben?

1) „Ach, es geschehen keine Wunder mehr," sagt Bertrand; worauf Johanna: „Es gescheh'n noch Wunder." Die Jungfrau will Frankreich retten, weil es ein specifisch christliches Land ist:

„Hier scheiterte der Heiden Macht; hier ward
Das erste Kreuz, das Gnadenbild, erhöht;
Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig;
Von hier aus ward Jerusalem erobert."

Das Gegenbild der romantischen Jungfrau ist der nordisch kalte und stolze Talbot, der die Vernunft anbetet und in Grimm und Verzweiflung hinstirbt, weil er diese seine Göttin durch „den Unsinn" — „die Dummheit" — „den Aberglauben" überwältigt sieht.

nebst dem Gedichte, „das Mädchen von Orleans“ betitelt, welches sich gegen die alles Schöne und Hei-

---

„Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes“ ꝛc.
„Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!“ ꝛc.

Der vollkommenste Gegensatz des abstrakt rationellen Princips zur christlichen Glaubens- und Wundermystik, der hier der Dichter einen glänzenden Triumph über jene ihre Feindin zu bereiten die Absicht hat. Der in der Schlacht gefallene Materialist und Atomist erscheint dann als Geist (schwarzer Ritter) und muß so faktisch sich selbst widerlegen — ein Meisterzug! Großartig ist Johanna's Schweigen, als sie von ihrem Vater des Bundes mit der Hölle angeklagt wird; sie steigt, die sich durch ein Wort retten könnte, vom Gipfel ihres Glanzes in einen Abgrund von Schmach und Elend hinab und läutert sich so zur Heiligen. Das ist nicht antik und nicht modern; es ist rein christlich, katholisch, mittelalterig. Wohl zu bemerken ist, daß die eigentliche Sünde, deren sie sich schuldig macht und die sie zu büßen hat, nicht die ist, daß sie sich in Lionel verliebt, sondern ihre vorhergehende Selbsterhebung, die Ueberschreitung des ihr vom Himmel gewordenen Auftrages, die kriegerische Mordbegier, der sie sich hingibt, die hochmüthige Meinung, selbst einem Kampfe mit Geistern gewachsen zu sein. Daß sie dann von ihrer übernatürlichen Höhe in's natürlich Menschliche herabsinkt, indem sie der emportragende Geist ver-

lige in den Staub tretende Rohheit der Aufklärung und des Unglaubens erklärt, die auch dieses „edle Bild der Menschheit" besudelt hatte[1]); dann ferner „*die Braut von Messina*," wo wir auf eine überraschende Anerkennung des vom Protestantismus so hart angefochtenen Klosterlebens treffen[2]), und selbst

---

läßt, ist nur Folge jener ersten, eigentlichen Verschuldung. Mehr darüber unten in der dies bedeutsame Werk besonders beleuchtenden Abhandlung.

1) „Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben;
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben."

Schiller hat *Voltaire's* Pucelle vor Augen, die auch ursprünglich in der Ueberschrift dieses Gedichtes genannt war; Letzteres lautete im Taschenbuch für Damen 1802: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans."

2) „Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus stürmischer Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in des Lebens Gewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt,

„Wilhelm Tell,“ eine Dichtung, die, oberflächlich betrachtet, mehr dem revolutionären Geiste der früheren Periode entsprungen zu sein scheint, die aber doch ganz entschieden die Anschauungen und Gesinnungen der späteren zu erkennen gibt, indem sie zu jener unbedingten Freiheitstendenz den beschränkenden Gegensatz bildet und zu lehren beasichtigt, in welchem Falle es erlaubt sei, daß ein Volk sich gegen seine Machthaber erhebe, und wie dabei zu Werke gegangen werden solle. Der Dichter hat dieses Drama vor dem Verdachte, dem es ausgesetzt, auf alle Weise zu schützen gesucht; so durch manches bedeutsame Wort, wie er es besonders die auf dem Rütli Versammelten aussprechen läßt [1]),

---

Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach;
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt sie sich nach.“ rc.

1) So heißt es zum Exempel:
„Wir stiften keinen neuen Bund.“
— — — — — — — — —
„Die alten Rechte wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.“
„Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber
— — — — — — — — — — — — —
„Doch wenn es sein mag, ohne Blut. — —
„— — — — — — — — — — — —

so ferner durch die Scene, wo Johannes Parricida erscheint und wo Tell den Unterschied seiner That von der des Ersteren angibt, und endlich durch die schon angeführten Stanzen in seiner Gedichtesammlung. Dem Katholicismus hat er im Tell durch das Auftreten der barmherzigen Brüder nach Geßler's Fall und durch eine sehr auffallende, im eigentlichsten Sinne des Wortes ultramontane Hinweisung auf Italien, Rom und den Papst gehuldiget [1]).

Denn billige Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Eisen in der Faust sich mäßigt!"

Die Scene wird sogar benützt, um aristokratische und monarchische Principien auszusprechen.

„Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks, die Besten sind zugegen."

„Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streite."

1) Tell sagt zu Parricida:

„Kann ich euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
— — — — — — — — — — — — — —
Hört, was mir Gott in's Herz gibt! Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach St. Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm euere Schuld und löset euere Seele" —
„Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?" —
„Was er euch sagt, das nehmet an von Gott!
— — — — — — — — — — — — — —

7.

Der vorige Paragraph sollte eine mit Citaten belegte Uebersicht über die Schillerische Metamorphose liefern. Ueber zwei Werke, die hier von besonderem Interesse sind, über Wallenstein und die Jungfrau von Orleans, wird unten in besonderen Abtheilungen gesprochen werden. Hier in der Kürze so viel! Wallenstein bildet den großartig negativen Eingang und Vorhof dieses Heiligthums. Den eigentlichen Tempel hat Schiller in der „Jungfrau“ gebaut. Wallenstein ist die Tragödie der Verzweiflung am Menschlichen, Irdischen und Weltlichen; der stolze Kriegsfürst mit all seiner Macht, Hoheit, Größe, List, Gewalt geht elendiglich zu Grunde — ein ganz leerer, öder, trostloser Untergang. Die Jungfrau ist die an sich arme, geringe, schwache, aber durch Erwählung von Oben und als Werkzeug einer höheren Macht starke, unwiderstehliche, alle ihre Zwecke erreichende Kriegerin und Siegerin. So negativ „Wallenstein“ ist, so positiv ist die „Jungfrau.“ Letztere ist noch viel katholischer, als „Maria Stuart;“ diese hat glänzende katholische Stellen und Scenen, aber auch Mißklänge, die dagegen anstoßen. Auch ist das Wunder vermieden.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn. — — — — — — — — — —
Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld.“

Die Jungfrau dagegen ist durch und durch aus dem Geiste der katholischen Romantik geboren. In jener scheint sich ein noch theilweise vorhandener Widerstand und Kampf im Innern des Dichters zu verrathen. Es ist auch denkbar, daß er sich absichtlich davor gehütet habe, sich jetzt auf einmal, nachdem er früher die schwärzesten Schaudergemälde entworfen, um der ihm verhaßten Hierarchie zu schaden, ganz nur im entgegengesetzten Sinne zu äußern, indem er fürchtete, dadurch sofort in den Verdacht zu kommen, ein bestochener, parteiischer Lobredner des Katholicismus zu sein, und so auf der Stelle seine ganze Beliebtheit und Wirksamkeit einzubüßen. Seine Wendung entging bei all dem nicht der Aufmerksamkeit der Kirchenfeinde, dem Mißfallen des protestantischen Publikums. So heißt es bei Döring in Beziehung auf „die Jungfrau von Orleans": „Sie trat als eine sehr überraschende Erscheinung auf. Man hatte erwartet, daß Schiller, wie er in seinen früheren Werken gethan, den Charakter eines von glühender Vaterlandsliebe begeisterten Mädchens auch nur wieder aus der Tiefe der menschlichen Natur entwickeln werde, begegnete aber statt dessen einer gottbegeisterten Jungfrau, die nur als Werkzeug einer himmlischen Sendung dasteht und in dem Augenblicke, wo ihr eigenes, menschliches Wollen jenem höheren Befehle entgegensteht, hart dafür büßen muß." Es wird

ferner erzählt, wie sehr man es getadelt habe, daß Johanna auf die furchtbare Anklage ihres Vaters, trotz all der Aufforderungen und Bitten der Anderen, nicht das Geringste erwiedert und das Härteste über sich ergehen läßt, indem sie, wie sie nachher sagt, „sich stillschweigend dem Geschick unterwirft." Ein solches Benehmen zu fassen und zu würdigen, ist der Protestant, als solcher, allerdings ganz unfähig. Er hält an dem Rechte fest, sich wider unwahre Beschuldigungen und ungerechte Angriffe zu vertheidigen; die Ehre ist sein Princip und es scheint ihm in solchen Fällen nicht nur erlaubt, sondern Pflicht zu sein, seine Unschuld auszusprechen und nichts Ehrenrühriges und Schimpfliches willig auf sich sitzen zu lassen. Der Dichter der „Jungfrau" aber hatte seinen Geist wohl schon aus katholischen Legenden genährt, wo sich reine und heilige Menschen selbst den ungerechtesten Vorwürfen und unverdientesten Mißhandlungen gegenüber passiv verhalten[1]).

---

1) Zum Beispiele dient der h. Petrus von Mailand, der in den Tagen des Papstes Innocenz IV. lebte. Er wurde der Heuchelei und Klosterschändung angeklagt und darauf hin auf das härteste und schimpflichste behandelt. Er nahm Alles in schweigender Unterwerfung hin. Ebenso benahm sich Salvator ab Horta aus Catalonien, einer der ehrwürdigsten und wunderbarsten Menschen, von denen man Kunde hat. Er besaß nicht nur alle Tugenden eines wahren Christen und Heiligen, er war auch einer der allergrößten Wunderthäter. Er wurde wegen

Auch bei Wilhelm Tell gerieth Schiller's neue Richtung mit der Antipathie des protestantischen Publikums gegen alles Katholische in Conflict. Die Erscheinung der barmherzigen Brüder im Tell soll in Weimar ein fast allgemeines Mißfallen erregt haben. Am meisten hätte der Gebrauch des Wunderbaren in der „Jungfrau" Anstoß erregen müssen. Dies konnte man jedoch für bloße Poesie nehmen und unter diesem Titel läßt sich das Wunder immerhin auch in das Reich des Unglaubens einschwärzen. Nur nicht Ernst darf damit gemacht werden; sich und Andere phantastisch zu amusiren, ohne dem die Zeit beherrschenden rationalistischen und materialistischen Verstande irgend einen mehr als spielenden Sprung in den Glauben zuzumuthen, das ist in der aufgeklärten und „gebildeten" Welt erlaubt. Man kann das tollste Zeug vorbringen, wenn

---

angemaßter Heiligkeit und Wunderkraft verklagt, auf's Härteste behandelt und in die Küche gestoßen, um da, wie man spottete, seine Mirakel unter Schüsseln und Töpfen zu wirken. Er duldete Alles in stummer Demuth und Unterwürfigkeit. Vergl. Görres, Mystik II. S. 212 ff. Wenn diese ganz unschuldigen Männer sich dennoch so rein passiv verhielten, so war Schiller's Johanna zu einem solchen Benehmen um so mehr veranlaßt, da sie sich nicht völlig schuldlos wußte. Der Dichter hatte jedenfalls als objectiver Darsteller, insofern er nämlich einen romantischen Charakter zu zeichnen hatte — er nannte sein Stück „eine romantische Tragödie" — vollkommen Recht.

man es als Märchen ankündiget und so als ein bloßes, sich in keinem wirklichen Widerspruch mit der verstandesmäßigen Zeitbildung befindendes Phantasiespiel bezeichnet. In diesem Sinne war es wohl, daß Schiller seine „Jungfrau" eine „romantische Tragödie" nannte. Er wollte sein weltkluges Publikum auf die darin entfaltete Glaubens- und Wunderwelt prophylaktisch vorbereiten, damit nicht sofort die Tollwuth des beleidigten Zeitgeistes ausbreche; wollte diesen Tyrannen auf solche Weise zur allergnädigsten Nachsicht und Duldung dessen bewegen, was, ernstlich dargeboten und angemuthet, für ein schreckliches, unverzeihliches Verbrechen gilt. Ihm selbst aber war es, daran kann man nicht zweifeln, ein großer, tiefer Ernst damit.

8.

Will man in die eigene Meinung und Absicht eines Dichters mit voller Sicherheit und unwidersprechlicher Gewißheit eindringen, so ist es von Wichtigkeit, ihn auch als Prosaiker und Theoretiker vernehmen zu können. Schiller bietet uns in hinlänglicher Fülle und Bestimmtheit auch diesen Haltpunkt dar. Von ganz besonderem Werthe ist hier die 1792 geschriebene Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, wo sich Schiller über das Mittelalter in einer Weise erklärt, welche unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Hoffmeister[1]) sagt über diese

1) Schiller's Leben. Bd. II. S. 176 ff.

Vorrede: „Hier findet sich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in neueren Zeiten gespendet worden ist, in wenigen Worten gleichsam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieser Zeit scheint nur eine weitere Auseinandersetzung der Grundideen zu sein, die Schiller uns zur Ueberzeugung macht. — — — — Er war hier auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechteren, universal-historischen Würdigung zu gelangen." Zu dieser gelangte er auch wirklich. Er interessirt sich in dieser Vorrede speciell für den Orden der Johanniter, nicht ohne einen herabsetzenden Blick auf den Templerorden zu werfen, mit welchem unsere Maçonnerie zusammenzuhängen behauptet, und welcher jedenfalls ein antikirchliches und antichristliches Mysterium barg [1]). Schiller spricht zwar immer noch als Mann der Zeit, deren Vorzüge er kennt und anerkennt; aber er bricht der Gegenwart so viel ab und räumt der Vergangenheit so viel ein, als er, ohne jene Rolle ganz aufzugeben, nur immer zu thun vermag. „Man muß gestehen," sagt er, „daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den Stolz der sich füh-

1) Siehe darüber unser IV. Heft.

lenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigt. Was wir auch vor jenen finsteren Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn halten können. Dieselbe Cultur, welche in unserem Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie unseres Charakters vernichtet." — „Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealen Gute alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit, zu unterschreiben." — „Die Menschheit war offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über

seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht." — „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren; wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt; die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüthes den freiwilligen Un-

tergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zweckes übertroffen wird? Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von Ferne zeigte. Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe und hatte keinen anderen Ursprung, als sein eigenes, unerschöpfliches Feuer." Dasselbe spricht Schiller auch in dem schon oben erwähnten Gedichte: „Die Johanniter" aus dem Jahre 1795 aus [1]).

---

1) „Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Accon und Rhodus beschützt;
Durch die syrische Wüste den bangen Pilger begleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.



Eine höchst interessante Aeußerung ist ferner auch die, welche in einem Briefe Schiller's an Göthe vom 17. August 1795 [1]) vorkommt. Es ist von „Wilhelm Meister" und den „Bekenntnissen einer schönen Seele" die Rede. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur christlichen, durch die Erfahrung der Sünde ist meisterhaft gedacht. — — — — Ihr Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenstand zu purificiren und gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen. Aber einige Stellen habe ich doch angestrichen, bei denen, wie ich fürchte, ein christliches Gemüth eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte." Hier thun wir einen erschreckenden Blick in die irreligiöse Zeit und die antipathische Stimmung der modernen Welt, wo es mit den christlichen Dingen so weit gekommen, daß sie aus der guten Gesellschaft verbannt, ja nicht mehr „ehrlich" sind. Hier sieht man aber auch, welch ein Verdienst sich jene einflußreichen Dichter und Meister im Reiche des Geschmackes zu erwerben beflissen waren, indem sie die in eine so tiefe

---

Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dienet am Krankenbette, dem Lechzenden Labe bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt." 2c.

1) Briefwechsel I. S. 192.

Schmach versunkene Religion wieder, so zu sagen, societätsfähig, wieder ehrlich zu machen suchten. Noch ernster, als Göthe, nahm Schiller die Sache; man sieht, daß er schon selbst wieder ganz christlich fühlte, da er die zu leichtsinnig erscheinende Behandlung Göthe's verbessert haben will. Er sagt ferner in demselben Briefe: „Es däucht mir, daß dasjenige, was die christliche Religion einer schönen Seele sein kann, oder was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ist. Ich finde in dieser Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt es in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Goldene Worte, tiefster Blick in das innerste Wesen des Christenthums, nicht genug zu schätzende Religionstheorie!

Göthe gibt dem Freunde vollkommen Recht. „Freilich bin ich leise aufgetreten," sagt er, „und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatisiren vermeiden und meine Absichten völlig verbergen wollte, den Effect auf's große Publikum etwas geschwächt. Es ist schwer, in solchen Fällen den Mittelweg zu halten [1])." So mußten diese Männer ihre christlichen Gesinnungen verheimlichen, um nicht vom Terrorismus des Unglaubens in die Acht erklärt und von ihrem dichterischen Throne herabgestürzt zu werden. In Uebereinstimmung mit Schiller's Ansicht sind die Charaktergemälde, die ich aus dem Kreise der katholischen Legende und Geschichte heraus in dem kürzlich zu Mainz erschienenen Büchlein vorgeführt, das ich „schöne Seelen" betitelt habe. In Rücksicht auf die „triviale Terminologie der Andacht," und auf die „widrigen und abgeschmackten Erscheinungen des Christenthums," auf welche in jenem Briefe hingedeutet wird, ist zu bemerken, daß Schiller dem Zusammenhange nach wohl speciell die sich in's Schwächliche und Absurde verlaufenden pietistisch-protestantischen Formen im Auge hat. Wenn er selbst als Dichter Gebrauch vom Christenthum machte, so hielt er sich durchaus nur an die katholischen und mittelalterig romantischen, als an die ästhetisch allein anwendbaren und wirkungsvollen.

---

1) Briefwechsel I. S. 198.

9.

Döring erzählt, wie man Schiller in Dresden theils für einen Freigeist, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten. Es liegt ihm daran, den großen Mann, dessen Leben er beschreibt,— nicht zwar von dem ersteren, wohl aber von dem zweiten, weit schrecklicheren Vorwurfe zu reinigen. Er kann indessen bloß eine leere Versicherung vorbringen. „Dem Katholicismus", sagt er, „war Schiller unstreitig nie ergeben, wenn er gleich das Feierliche, das in dem Ritual der katholischen Kirche herrscht, in seinen dramatischen Werken öfters anbrachte." Bei einem Dichter im ausschließlichen und beschränkten Sinne des Wortes, einem solchen nämlich, der ohne alle weitere Idee und Tendenz, Niemand zum Nutzen oder zum Schaden, nur auf Phantasie und Herz zu wirken sucht, und dabei sich jedes dazu dienlichen Mittels bedient, könnte man die Sache allerdings so ansehen. Es können katholische Scenen auch zur objectiven Zeichnung einer Zeit, eines Landes und Volkes, einer religiösen Gesellschaft dienen; in Dramen kann man einen Katholiken vorführen, der für seine Kirche begeistert ist, und ihn die speciellsten kirchlichen Ansichten und Gesinnungen aussprechen lassen, wie man sie keineswegs selber hegt. Aber man wird sie, wenn man kein eigenes persönliches Interesse dafür hat, oder gar eine gegnerische Stellung dazu einnimmt, nicht in dem Grade vorherr-

schen lassen, sie nicht in dermaßen glänzender, reizender und rührender Gestalt vorführen, daß ein entschiedener Vortheil auf diese Seite fällt und die andere so sehr beeinträchtigt wird, wie Schiller thut. Derselbe ist Tendenzdichter, er hat Ueberzeugungen und Absichten, ihm ist es stets um eine Sache zu thun; er kämpft für bestimmte Ideen und Interessen und bestreitet die entgegengesetzten. Als ein solcher Dichter ist er ja auch beliebt und anerkannt, als ein solcher wird er so hoch, ja überschwänglich gefeiert und weit über Göthe gesetzt, welchen man nur als einen für keine praktische Idee, keine allgemeine Volks- und Menschheitssache begeisterten Aesthetiker und Schönheitsegoisten betrachtet. Man thut das freilich in dem Sinne der Volks- und Freiheitsmänner, indem man Schiller nur als den Verfasser der Räuber, des Don Carlos und ähnlicher oder ihnen ausdeutungsweise verähnlichter Produkte im Sinne hat und apotheosirt. Wir aber können und müssen ihn, auf so viele Gründe und Nachweisungen gestützt, eben so sehr als einen Tendenzdichter entgegengesetzter Art fassen. Er war dies stets, wie in der ersten, so auch in der anderen Periode, nur daß er seinen Standpunkt und das Ziel seines Strebens änderte. Als rein protestantischer, demokratischer und socialistischer, somit nothwendig auch antikatholischer Poet hätte er keine Maria Stuart, keine Jungfrau von Orleans, keinen

Demetrius 2c. geschrieben, oder diese Sujets doch ganz anders behandelt; selbst sein Wilhelm Tell wäre ganz anders ausgefallen; er hätte seinen Helden nicht so isolirt, so getrennt von den gemeinsamen Volksberathungen und Volksbewegungen hingestellt und auf diese Weise so geflissentlich vom Demagogen und demokratischen Volksmann unterschieden; er hätte keine barmherzigen Brüder auftreten und so ernste religiöse Verse singen lassen; er hätte seinen Freiheits- und Vaterlandshelden nicht so ächt „ultramontane" Gesinnungen aussprechen, ihn nicht den Parricida so katholischfromm nach Rom zum Papste hinweisen lassen. Er war namentlich zu den letzteren Zügen nicht genöthigt; er hätte seiner Aufgabe, die Befreiung der Schweiz von jener Zwingherrschaft dramatisch vorzuführen, ganz ohne solche Zuthaten genügen und sie zu um so größerer Zufriedenheit seines Publikums lösen können.

Julian Schmidt hat dem Dichter der „Maria Stuart" vorgeworfen, daß er der katholischen Königin das Interesse zugewendet, dagegen das nationale und protestantische Element bei Elisabeth habe zurücktreten lassen. Es sei das eine „ungerechte Unparteilichkeit," erkläre sich indessen aus der artistischen Bildung, welche den Schein über das Wesen setze. Dagegen sagt Palleske: „Schiller war eine durch und durch ehrliche Natur, und seine Lebensaufgabe war, nicht, den Schein über das Wesen zu setzen, sondern durch den

Schein das Wesen darzustellen.“ Ich meinerseits glaube, daß Schiller für den Katholicismus Partei genommen habe, und daß daher die Concessionen, die er ihm machte, weder eine gerechte, noch eine ungerechte Unparteilichkeit gewesen. Unparteilichkeit aber war es, daß er in diesem Stücke auch edlere protestantische Charaktere auftreten ließ, wie den rauhen, aber reinen und gewissenhaften Paulet und den trefflichen Shrewsbury, der so gern Elisabeth's „besseren Theil gerettet“ hätte. Hätte Schiller den Katholicismus bloß als Aesthetiker in Anwendung gebracht, so hätte die Sache doch wenigstens diese Bedeutung, daß sie zeigte, der Katholicismus sei poetischer, als der Protestantismus, dem keine ästhetische Seite abzugewinnen ist. Daß aber Schiller nicht bloß das ästhetische, reizende und glänzende Moment des katholischen Cultus zu schätzen wußte, beweist die Stelle im Wallenstein, wo dem jungen Piccolomini, nachdem andere vorzügliche und effectvolle Darstellungen keinen Eindruck auf ihn gemacht, der Sinn für die katholische Andacht vor einem künstlerisch geringen und werthlosen Bilde aufgeht. Palleske behauptet, Schiller habe für die Tragödie eine Unabhängigkeit vom confessionellen Standpunkte in Anspruch genommen, durch die er in Wahrheit der Dichter der ganzen deutschen Nation geworden. Auch das schon wäre schätzbar genug. Dies angenommen, war man wenigstens nicht berechtigt, Schiller bei der Säcularfeier 1859 in

einer für das katholische Deutschland so beleidigenden Weise als eine rein protestantische Celebrität vom reinsten Wasser zu bezeichnen.

Ich finde neuestens ein Drama angezeigt, welches den Titel führt: „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland.“ Von Julius Bamme. Halle 1860. Es äußern sich darüber die „Blätter für literarische Unterhaltung“ vom 22. Mai 1862. Das Stück wird hier als „eine etwas zu einseitige Vertheidigung der Reformation“ bezeichnet. Es ist ohne Zweifel eine sehr einseitige. Hieraus mag man sehen, wie der antikatholische Tendenzdichter solche Stoffe behandelt. Wenn man am Katholicismus auch nur ein gutes Haar läßt, so ist man schon zum Verräther an Protestantismus, Aufklärung und Fortschritt geworden. Von der Schillerischen Maria heißt es in jenen Blättern: „Man hat Schillern namentlich auch seiner Maria Stuart wegen eine gewisse Parteinahme für die katholische Kirche vorgehalten. Und ganz mit Recht. Es liegt im Wesen des Schillerischen Idealismus — was freilich Diejenigen, die in Schiller einen Anhänger des Nationalvereins und Gott weiß was sonst noch herausgewittert haben, mit Händen und Füßen verneinen werden — mit einem Fuße zum Sprunge in's katholische Lager bereit zu sein.“ Wenn protestantische Blätter so sprechen, so werden wir doch wohl ebenfalls behaupten dürfen, daß Schiller wenigstens in gewissem

Sinne der Unserige sei. Was sie an ihm tadeln, das loben wir; und wenn sie selbst ihn in ihrem anti-idealistischen Unmuth als einen für sie werthlosen geistigen Auskehricht zu uns herüberwerfen, so haben wir dagegen alle Ursache, für dieses übel gemeinte Geschenk zu danken, den großen Dichter, Denker und Charakter als ein geistiges Kleinod freudig anzunehmen und in unser brüderlich liebendes Herz zu schließen.

10.

Damit mich der Vorwurf, willkürlich zu Werke zu gehen und den Gefeierten auf meinen Standpunkt gewaltsam herüberzuziehen, um so weniger zu treffen vermöge, will ich noch folgende, das Vorgetragene bestätigende Stimmen, Thatsachen und Quellen bemerklich machen. Hoffmeister, der mit meinen Auffassungen vielfach harmonirt und auf den ich mich häufig beziehen kann, hat unter der Aufschrift: „Politisches"[1]) eine Abhandlung geliefert, die zur näheren Belehrung über Schiller's politische Betrachtungsweise in der späteren Zeit zu dienen im Stande sein wird. Es sind zugleich die von Hoffmeister citirten und benützten „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard" von Varnhagen von Ense[2]) zu nennen; daselbst finden sich Briefe von Schiller, wo Stellen,

1) Leben Schiller's. V. S. 359 ff.

2) Cotta'sche Buchhandlung 1830. S. 397—404.

wie nachstehende, vorkommen. „Folgen Sie meinem Rath!" schreibt er im Mai 1794, „lassen Sie die arme, unwürdige und unreife Menschheit vor der Hand für sich selbst sorgen!" Ein Jahr später schreibt er: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch." Seine Freiheitsidee sucht er, wie schon erwähnt, noch einigermaßen in den „Worten des Glaubens" zu retten, die aus dem Jahre 1797 sind; „Freiheit, Tugend, Gott," das ist hier seine Dreieinigkeit. Mit der Freiheit fängt er an; doch ist es ihm schon nicht mehr recht wohl dabei; die Vorgänge der französischen Staatsumwälzung haben ihn zu sehr erschreckt und abgestoßen. Gleichwohl ermahnt er selbst jetzt noch, der Partei und Tendenz nicht untreu zu werden.

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

Aber wie ganz anders spricht er nachher im „Wallenstein," der 1799 vollendet wurde, und in dem Lied von der Glocke, das in demselben Jahre entstand!

„Denn um sich greift der Mensch; nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrau'n; ihn hält

In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretene Spur."

„Wenn rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

u. s. w. Es folgt dann die allbekannte Schilderung der Revolution, wo uns so eindringlich gelehrt wird, daß wir allerdings Ursache haben, vor dem Sklaven, der seine Kette bricht, dem freien und sich seiner Freiheit bedienenden Menschen zu zittern. Denn da bricht aus dem Menschen die durch die Cultur nicht vernichtete, nur durch äußere Mittel niedergehaltene Bestie hervor — wie denn auch Schopenhauer den Menschen des Staates als ein Raubthier mit einem Maulkorbe bezeichnet.

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz."

Um Freiheit war es unserem Dichter bei alledem sein ganzes Leben lang immer zu thun, aber nicht immer und nicht in jeder Periode seines Lebens in demselben Sinne des Wortes. „In seiner Jugend," sagt Göthe, „war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und in seine Dichtungen über-

ging; in seinem späteren Leben die ideelle." Was hier Göthe „die physische Freiheit" nennt, ist die Freiheit im politischen und socialen Sinne des Wortes. Diese wurde Schillern besonders durch das Schreckbild der französischen Revolution verleidet. Was „die ideelle Freiheit" betrifft, so ist das Christenthum, so ist der Katholicismus ganz mit dieser Idee erfüllt; es handelt sich darum, die engen Schranken des Irdischen und Menschlichen zu durchbrechen, namentlich über das Niveau des allgemein menschlichen Gattungscharakters, welchen das Christenthum als ein nicht sein Sollendes bestimmt, hinauszugehen und einer höheren Gattung, einem neuen Menschen das Dasein zu geben, wie es sich zunächst durch innere und dann erst durch äußere Metamorphose zu vollbringen hat. Schiller hielt sich früher, wie das ganze Antichristenthum unserer Zeiten thut, an den Menschen in seiner jetzigen Bestimmtheit, von dem er aber ehrenvoll dachte, dem er Gutes und Großes zutraute. Diesen Glauben gab er gänzlich auf und stand insofern in demselben Momente thatsächlich auf dem Standpunkte des Christenthums. Wenn Schiller in dieser Zeit als Dramatiker noch auf äußere Befreiungsacte einging, wie in der Jungfrau und im Tell, so hatte das einen ganz anderen Sinn, als früher. Die revolutionären Tendenzen der Zeit gehen auf äußere Freiheit aus, befreien aber nicht innerlich, machen vielmehr aus dem Menschen einen um so vollkomm-

neren und schmählicheren Sklaven seiner egoistischen Triebe, Begierden und Leidenschaften. Dieser Knechtschaft los zu werden, das wäre vor Allem die Aufgabe — wie Schiller in der Braut von Messina den glücklich preist, der sich in die friedliche Klosterzelle gerettet,

„Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.“

Oder wie er einmal den Idealisten vom Realisten unterscheidet, indem er sagt: Unabhängigkeit des Zustandes sei diesem, Unabhängigkeit von dem Zustande jenem das höchste Ziel. Er hielt es in seiner reiferen Lebenszeit für unerlaubt, ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie zu verfolgen, Gesetze in den Staub zu treten, um für bessere Platz zu machen und kein Bedenken zu tragen, die jetzige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nachfolgenden zu bewirken [1].“ Dergleichen gefährliche und erfahrungsgemäß nie zu dem angestrebten Ziele, vielmehr nur zum Gegentheile führende Experimente konnten den durch so viel Erfahrung und Nachdenken Belehrten nicht mehr für sich einnehmen. Nur um einen schon bestehenden, naturgemäßen, berechtigten und befriedigenden Zustand vor tyrannischen Ein-

1) Hoffmeister V. S. 374.

griffen und barbarischen Verwüstungen zu retten, glaubt er, daß ein Volk sich zu gewaltsamer Abwehr erheben dürfe, und in diesem Sinne schrieb er seinen Tell. Hier wird, wie auch Hoffmeister hervorhebt, „um eine gesetzliche Freiheit gestritten, die das Bestehende retten, nicht lösen will.“ Johanna kämpft für ihr Vaterland hauptsächlich deßhalb, weil es ein specifisch christliches, romantisches Land ist, und weil sie es vor dem Eindringen eines fremdartigen Princips, wie es ihr in dem atheistischen und materialistischen Talbot gegenüber steht, schützen will. Es ist dies dasselbe Princip, welches später im achtzehnten Jahrhundert eine so große Rolle spielte und jetzt auch in Deutschland spielt. Schiller drückt durch sein Stück den Wunsch aus, daß es auch jetzt wieder überwunden werde, und Johanna ist die typische Repräsentation einer dasselbe für die Gegenwart eben so heroisch überwältigenden romantischen Glaubensidee.

11.

Hoffmeister's Charakteristik enthält ferner auch ein Capitel mit der Ueberschrift: „Religiöses und Christliches [1]).“ Es wird gezeigt, daß Schiller in dem ersten Abschnitt seines Lebens, worin die negative Richtung obwaltete, ein Rationalist und geschworener Feind des Supernaturalismus, ein leidenschaftlicher Gegner

---

1) Leben Schiller's. V. S. 380 ff.

der Hierarchie und Geistlichkeit, insbesondere dem Katholicismus „entschieden abgeneigt“ gewesen. Es werden seine feindseligen Aeußerungen über Mittelalter und Papstthum erwähnt. „Alle Lieblingshelden Schiller's sind aufgeklärte Männer und Freunde und Beförderer der religiösen und politischen Freiheit.“ Es wird dann angegeben, wie Schiller zum Supernaturalisten wurde; „denn so wird doch der heißen müssen, welcher dem Gefühl und der Ahnung höhere Ansprüche einräumt, als dem begriffsmäßigen Verstand.“ Als „directer Beweis der erweiterten Betrachtung Schillers“ im Gegensatz zu dessen früherer Zurückweisung der Religion werden die Briefe Göthe's und Schiller's an Zelter vom Juli 1804 genannt, wo Schiller sagt, der Musik könne nur durch Kirchengesang und der Kunst überhaupt nur durch den religiösen Cultus, wie umgekehrt der Religion nur durch die Kunst aufgeholfen werden. Wie Berlin in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit entzündet habe, so müsse es jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, einen anderen Ruhm zu erlangen streben; es müsse nun zu dem Lichte auch die Wärme geben, und den Protestantismus veredeln, dessen Metropole es einmal zu sein die Bestimmung habe. Das hieß doch wohl gewissermaßen den Berliner Protestantismus auffordern, katholisch zu werden. „Schiller kam späterhin von seiner leidenschaftlichen Beurtheilung der

Geistlichkeit zurück. Der Erzbischof in der Johanna ist ein in jedem Betrachte würdiger Geistlicher[1]) und der Pfarrer Rösselmann im Tell sogar ein Vertheidiger der Volksfreiheit." Dem kirchlichen Protestantismus stand Schiller immer fremd und ausschließend gegenüber. „Ist," sagt der genannte Biograph, „der Geisterseher, wie viele Stellen in früheren Schriften, gegen das Papstthum gerichtet, so führen die Götter Griechenlands mit dem kahlen unerquicklichen Lutherthum Krieg, und der Protestantismus kann kein ihn verherrlichendes Schillerisches Gedicht anführen, wie Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die im Lichte katholischer Weltanschauung geschaffen sind. Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für den Protestantismus ab, daß Schiller's Genius kein einziges Motiv zu ästhetischen Bildungen in ihm fand. Es wird uns auch nirgend gemeldet, daß sich Schiller an die protestantische Kirche durch Theilnahme angeschlossen habe. Um ihn anzuziehen und zu befriedigen, dazu gehörte ein ganz anderer Cult." So schon Hoffmeister.

Ueber die zweite Entwicklungsperiode nach der umkehrenden Wendung, die Schiller's Ansichten genommen, wird von demselben Schriftsteller noch Folgendes be-

1) Burgund sagt zu ihm.

„Ehrwürdiger Mann Gottes, euern Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln."



merkt: „Der Standpunkt, auf welchem Schiller's Hauptwerke dieser Zeit, die Dramen und auch die wichtigsten kleineren Gedichte aufgefaßt und ausgeführt sind, ist vorzugsweise religiös. Von Wallenstein an bis Wilhelm Tell strömt eine religiöse Ader, und wenn sie in diesem letzten Drama nicht mehr sichtbar ist[1]), so sagen uns gerade hier ergänzende Zeugnisse, daß sie auch in Schiller's letzter Lebenszeit reichlich floß, und sie zeigt sich wieder im Demetrius. An der Hand der Poesie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden seiner Kinderjahre zurück. Als sich Schiller's geläuterte Seele ganz dem Innern zuwandte, konnte sie nur beim Religiösen stille stehen. Die Menschenwelt für sich genügte ihm nicht mehr, und wie er einst in frommer Unschuld vom Göttlichen ausgegangen war, so erhob er sich jetzt wieder zum Göttlichen. Er stellte in den vier ersten Dramen der letzten Periode, bald als ein überirdisches Schicksal, bald in den Empfindungen einer gottergebenen Seele, bald in dem Walten der göttlichen Allmacht immer eine höhere Ordnung der Dinge dar." — — — „Die Meinung, Schiller's Schicksalsidee sei nur eine Frucht seiner Studien des griechischen Heidenthums ge-

---

1) Sie ist auch hier sichtbar; wir haben oben davon gesprochen.

wesen, und seine späteren Dramen seien keine Fundgrube seiner religiösen Ansichten, weil aus ihnen nicht er, sondern sein Kunstobject rede[1]), scheint mir unrichtig. Denn wie könnte irgend ein Dichter, namentlich ein solcher, wie Schiller, der immer mit der innigsten Empfindung arbeitete, ein ächtes Kunstwerk schaffen, in welchem sich nicht seine Weltanschauung abdrückte! Und ist nicht die Braut von Messina dem Inhalt nach so subjectiv, als irgend eine Tragödie der ersten Periode? Der Gehalt konnte Schiller's Werke in dem letzten Zeitraum um so freier und vielgestaltiger durchdringen, weil sein Hauptaugenmerk auf die Form gerichtet und seine Dichtung nicht mehr in bestimmten Tendenzen befangen war." Das Letztere kann ich nicht zugeben. Ich sehe eben so, wie von den Räubern bis zum Carlos, so auch vom Wallenstein bis zum Demetrius eine bestimmte Richtung und Absicht walten; in letzterer Reihe aber eine in politischer, socialer, religiöser und kirchlicher Rücksicht umgekehrte und entgegengesetzte. In Beziehung auf den Gebrauch des Katholicismus in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans sagt Hoffmeister: „Das Künstlerische wurzelte bei Schiller immer im ganzen Menschen, das Ideale war ihm sittlicher Natur und floß aus den innersten Kräften des Gemüths. Er

1) Schwab's Cultus des Genius. S. 145 f.

konnte den Dramen, von welchen ich spreche, nur deß=wegen einen wahren religiösen Charakter leihen, weil sein Inneres selbst ein religiöses Gepräge gewonnen hatte. Das Göttliche und Ewige, wel=ches uns aus ihnen entgegentritt, liegt wahrlich nicht allein in der gelungenen Kunstform, sondern in dem Geiste, der sich hier verkörpert hat. Im Wallenstein ist eine im Dunkeln wirkende, gleichsam persönliche Macht des Schicksals, die allein Recht behält[1]); in der Maria Stuart die fromme Unterwerfung eines gottergebenen Charakters, entsündigt durch die heiligen Gebräuche der Kirche; in der Jungfrau von Orleans das sichtbare Walten der göttlichen Allmacht, deren Willen die Prophetin in Demuth zu dem ihrigen macht: in der Braut von Messina endlich eine Transfiguration

1) Mit dem Worte: „Schicksal" ist Nichts gesagt. „Wallen=stein" leitet deßhalb in ein höheres Gebiet hinüber, weil er so völlig pessimistisch ist, weil er zeigt, daß menschliche Kräfte, selbst wenn sich, wie bei jenem gewaltigen Kriegsfürsten, Genie und Glück verbinden, eitel und machtlos sind, und daß Alles, was man auf eigene Faust in der Welt und für sie thut, in Nichts zerfällt.

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät."

Hoffmeister selbst führt in einer unten folgenden Bemerkung diese Worte an, die in der Kürze den ganzen Inhalt des „Wallen=stein" ausdrücken.

des Sinnlichen in das Ueberirdische, wie sie nur der erhabensten Poesie möglich ist. Und in all dem sollte keine Religion sein?" — — — — — — — — — —

„Welcher religiöse Geist diese Dramen durchdringt, wird man erst recht inne, wenn man sie mit den Tragödien der ersten Periode vergleicht, in denen nur das Natürliche und Menschliche wirkt. Man ist nicht nur bei anderen Formen, sondern auch bei einer anderen Seele[1]). Das gilt auch von den kleineren Gedichten. In vielen legt uns der Dichter seine Glaubenswelt eigens didaktisch dar; andere predigen uns: Nur die Götter bleiben stät; in anderen erhebt er die ewige Hoffnung und das Vertrauen der Seele ohne Pfand[2]) über Erfahrung und Vernunftschlüsse; in anderen endlich malt sich die ungestillte Sehnsucht nach dem Jenseits. Schiller's Idealität umfaßte das Religiöse als den innersten Kern, aus dem sie hervorbrach; und seine Dichtung hat diese himmlische Weihe, auch wo sie von dem Endlichen spricht. Sie behandelt die irdische Welt nur als ein Symbol der überirdischen. Göthe hat diesen wesentlichen Charakterzug richtig durch die Verse ausgesprochen:

1) Das ist doch offenbar dasselbe, wie wenn ich von einer inneren, wesentlichen Metamorphose, von einer Art von Conversion spreche, die bei Schiller zu Stande gekommen.

2) „Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand."

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so ideale Natur, wenn sie zugleich in der Art durch sittliche Kräfte und Gefühle bewegt war, zum Ueberirdischen emporgehoben wurde."

Hoffmeister hebt mehrfach auch die Thatsache hervor, daß in den späteren Dramen die Kurzsichtigkeit, Hinfälligkeit, Richtigkeit des menschlichen Wesens überall markirt vorgetragen, daß in diesen Darstellungen so viel Niederschlagendes ist und die ethische Großheit und Erhabenheit der Jugendstücke nicht mehr darin gefunden wird. Bei einem so rüstigen, tapferen Geiste sei das nicht aus Mangel an Kraft und Muth zu erklären. Es sei die Folge einer veränderten Weltanschauung. Schiller mußte der Erde so viel entziehen, als er dem Himmel einräumte. An die Stelle der sittlichen Erhabenheit trat die religiöse [1])."

Man sieht hieraus, mit welcher Bestimmtheit auch dieser Biograph und Beurtheiler unseres Dichters eine Veränderung der ganzen früheren Stellung desselben zu den religiösen und kirchlichen, wie zu den politischen und socialen Angelegenheiten der Menschheit annimmt, und daß ich daher mit meiner Darstellung nicht so isolirt stehe, als es Manchem scheinen dürfte.

---

1) Hoffmeister V. S. 382 ff.

12.

Man kann unseren Dichter in Rücksicht auf die nachgewiesenen Thatsachen, wie ich mir schon oben zu thun erlaubt, als einen poetischen Saulus bezeichnen, der sich in einen poetischen Paulus verwandelt habe. Und dieser Vergleich paßt nicht nur in Rücksicht der von beiden Männern genommenen Wendung überhaupt, auch mehrere einzelne Züge sind von überraschender Aehnlichkeit. So wie Paulus der Denker unter den Aposteln, so war Schiller der Denker unter den Dichtern. Und wenn aus diesem Grunde Paulus ganz besonders unter den urchristlichen Persönlichkeiten und biblischen Schriftstellern den Deutschen anspricht, so ist Schiller aus demselben Grunde auch ganz besonders der deutsche Poet. Es ist aber noch ein Punkt, worin sich die Beiden ähnlich sind, und das ist der allermerkwürdigste. Gerade diese Denker verwerfen das Denken, diese Lichtfreunde das Licht, in dem Sinne und Geiste der Welt und des gemeinen Menschenverstandes. Diesem ist, nach Paulus, die wahre, himmlische, göttliche Weisheit eine Thorheit; er kann sie nicht fassen, nur für eine wunderliche Schwärmerei und Chimäre halten; vom höheren Standpunkte aus gesehen ist dagegen das menschliche Wissen und Erkennen und das daraus hervorgehende Wollen und Thun nichtig. „Denn die göttliche Thorheit ist weiser als Menschenweisheit, und die göttliche Schwachheit stärker als

Menschenstärke. Was thöricht und schwach in der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen und Starken zu Schanden mache. Das Unedle, das Verachtete, das da Nichts ist, das hat er sich auserſehen, um zu Nichts zu machen, was Etwas ist [1])." Wenn wir in Schiller's Gedichten nicht sogleich auf den ersten Blick die Paulinische Lehre wiederfinden, so ist es, weil in so moderner Ausdrucksweise auch nur moderne Gedanken enthalten zu sein scheinen. Und doch wird sich uns, so wie wir die beiderseitigen Aussprüche nebeneinander stellen, die fast wörtliche Uebereinstimmung nicht verbergen können. So sagt Schiller unter der Aufschrift: „Weisheit und Klugheit":

„Willst du, Freund, die erhabensten Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mächtiger Flug."

In dem Gedichte auf das Glück heißt es von den Göttern:

„Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein."

So ferner:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl;

---

1) 1 Kor. 1, 8 ff.

Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel."

„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre."

Letzteres ist sogar eine Anspielung auf die paulinische Stelle: „Was kein Ohr gehört und kein Auge gesehen hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Unter den Dramen sind zwei, die ganz die paulinische Antithese von menschlicher Weisheit und Stärke und göttlicher Thorheit und Schwäche, welche weiser und stärker als jene sei, auszudrücken beflissen sind. Der gewaltige Wallenstein mit seiner Menschenweisheit und Menschenkraft geht unter, und die arme, schwache Hirtin, von oben erwählt und mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, wird zur Heerführerin, welche im Kampfe siegt, den Untergang des großen Talbot bewirkt, und den schon verloren scheinenden König krönt.

Ja, es ist so, mag man es noch so sonderbar finden: Schillers Poesie in der zweiten Entwicklungsperiode, die ich seine Conversionsperiode nenne, ist ein poetischer Commentar zu der Lehre des heiligen Paulus, wozu noch überdies die speciell katholischen Momente kommen, wie sie sich mehr oder weniger im Wallenstein, in Maria Stuart, in der Jung-

frau, in der Braut von Messina, im Tell und in mehreren seiner Balladen finden.

Ueberhaupt kommen bei Schiller biblische Sätze vor, die nur in andere, moderne Formen gekleidet sind. Wenn z. B. Wallenstein sagt, nicht dem guten, sondern dem bösen Geiste gehöre die Erde[1]), so ist dies ganz identisch mit dem Ausspruche, daß der Teufel der Fürst dieser Welt sei. Schiller scheint auch Einiges aus katholischer Quelle geschöpft zu haben, wobei es dem Ununterrichteten gar nicht in den Sinn kommt, an eine solche zu denken. So was das schöne Distichon betrifft:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei es mit Willen — das ist's!"

Dieser Gedanke stammt aus dem Kopfe eines Katholiken. Dasselbe nämlich hat der geistvolle Angelus Silesius in seinen altmodischen Alexandrinern folgendermaßen ausgedrückt:

„Willst du, worin besteh' Vollkommenheit, erfragen?
Geh hin! Es werden dir's die stummen Blümlein sagen."

13.

Das große Interesse, welches das hier behandelte Thema in Anspruch nimmt, wird es vielleicht verzeihlich machen, wenn ich hiermit noch nicht abschließe, und mir über das Wie und Wann jener großen Veränderung,

1) Wallensteins Tod. Act II. Scene 2.

über Dauer, Verlauf, Ergebniß des mit Schiller's umkehrender Wendung beginnenden Zeitraumes und über die Aussichten, die für den Fall eines fortgesetzten Lebens und Wirkens eröffnet waren, noch folgende Bemerkungen erlaube.

Schiller hatte, was vielleicht nicht alle meine Leser wissen, den kühnen Plan, in den Gang der französischen Revolution einzugreifen. Er dachte ernstlich daran, nach Paris zu gehen [1]). Frankreich hatte ihm am 6. August 1792 das Bürgerrecht verliehen. Er konnte es geltend machen. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß der deutsche Dichter einen Platz im Convente einnahm. Schiller wollte die Grundsätze der Humanität geltend machen; er wollte für das bedrohte Leben des Königs sprechen. Die Bluthunde hätten ihn vielleicht gemordet; sein Haupt wäre vielleicht auf dem Schaffot gefallen; Schiller war der Mann dazu, sich diesem Schicksal auszusetzen. Die Gefahr für des Königs Leben wuchs. Schiller begann eine Vertheidigung Ludwigs XVI. aufzusetzen. Sie sollte von Jemand, der gut in's Französische zu übersetzen vermöge, in diese Sprache übergetragen und in Frankreich verbreitet werden. „Du räthst mir vielleicht, zu schweigen," schrieb er an Körner, „aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und gleichgültig

1) Schiller's und Humboldt's Briefe S. 98.

bleiben darf." An Zacharias Becker schrieb er am 30. Dec. 1792: „Ich hoffe, durch den Herzog von Weimar eine Anzahl von Exemplaren davon nach Paris zu bringen." Aber die Ereignisse gingen einen zu raschen Gang. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Niemand vielleicht fühlte das furchtbare Gewicht dieser Thatsache so tief, als der revolutionäre Verfasser der Räuber, des Fiesko, der Kabale, des Carlos, der aber solche Gräuel nie gewollt, der sich einen ganz anderen Gang der Sache vorgestellt hatte, als er von großen, heilbringenden Selbstbefreiungsacten der Völker träumte. „Ich kann," schrieb er am 8. Febr. an Körner, „seit vierzehn Tagen keine Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese Schindersknechte an."

„Er sah ein," sagt Palleske[1]), „das Material der neuen Republik, der französische Mensch, war faul." Sollte er nicht noch mehr gesehen, seinen Gedanken keine universellere Form gegeben haben? — Ich glaube, er sah ein: „das Material zu dem neuen Reiche der Freiheit und des Glückes, welches er als Verfasser des Carlos und Schöpfer des Posa im Sinne hatte, welches das Ideal und der Zweck des modernen Progressismus ist, welches die Freimaurerei aufstellt: der Mensch überhaupt ist faul." Und von dem Augenblick an stand Schiller, wenigstens in Hinsicht seiner

1) Schiller's Leben. Bd. II. S. 169.

negativen Einsichten, auf dem Boden des Christenthums; er kannte den „alten Adam," mit dem Nichts anzufangen ist; eine entsetzliche welthistorische Erfahrung hatte ihm gewaltsam die Augen geöffnet. Die Gattung, wie sie ist, konnte ihm fortan kein Gegenstand der Verehrung und des Vertrauens mehr sein, auf sie konnte er keine progressistisch=idealistischen Hoffnungen mehr bauen. Das französische Volk repräsentirt bei seinen Revolutionsexperimenten das ganze menschliche Geschlecht; es ist die allgemeine Menschennatur, was sich in seinen Thaten offenbart, diese stets in's Maß= und Schrankenlose gehende Natur, die man, wie es im Wallenstein heißt, ihrer eigenen Mäßigung nimmermehr überlassen darf. Als dieses Volk seinen König mordete, da sprach es nicht nur über sich, sondern über das ganze Geschlecht, über die Gattung überhaupt, als diesen alten, unverbesserlichen Adam, das Verdammungsurtheil aus. Das hätte Schiller gern gehindert, selbst mit Lebensgefahr. Er konnte es nicht und sah nun seine bisherige Ansicht von dem Geschlechte faktisch widerlegt. Von da an mußte er anders zu fühlen und zu denken beginnen.

„Seit 1793 zogen sich seine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück," sagt Hoffmeister[1]). Nachdem dieser Biograph die conservativen Aeußerungen im Wallenstein, im Spaziergange, im eleusischen Feste, im

1) Bd. IV. S. 32. V. S. 360.

Kampf mit dem Drachen, im Lied von der Glocke herausgehoben, sagt er: „Lauter Stimmen, von denen vor dem Jahre 1794 Nichts vernommen wurde. Ueberall züchtiget Schiller von dieser Zeit an den Uebermuth und unterwirft die schwellende Kraft dem Ebenmaß [1])." Der Uebergang zu diesem Stadium der Schillerischen Geistesentwicklung aber war nicht ohne große innere Arbeit, Unruhe und Beängstigung. Einige Jahre lang schuf er als Dichter gar nichts Eigenes, Originelles mehr, sondern übersetzte bloß. In einem 1794 an Körner geschriebenen Briefe zeigt er sich sehr muthlos und fast ganz an seinem poetischen Vermögen und Berufe verzweifelnd. Auf seine früheren dramatischen Leistungen sieht er mit Geringschätzung zurück. Der Plan zum Wallenstein, den er gefaßt, ängstiget ihn; er fürchtet, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Er betrete, sagt er, eine für ihn ganz neue Bahn, denn er habe im Poetischen seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Das ist nicht bloß formell zu verstehen. „Wallenstein" war das Resultat einer totalen Umwandlung und Neugeburt der Denkart und Empfindungsweise. Er schwankte vorerst noch zwischen der Ausführung der Malteser und der des Wallenstein. Zu dem ersteren Unternehmen zog es ihn hin; vor dem Wallenstein erschrak er. Diesen wollte er rein

---

1) Bd. V. S 368.

künstlerisch behandeln, da er eigentlich kein Herz dafür hatte; bloß für den Max, sagte er, sei er durch seine eigene Zuneigung interessirt[1]). Und diesem legt er bereits, merkwürdig genug, die Beschreibung einer katholischen Andacht und die Vertheidigung einer romantischen Wunderwelt in den Mund. Man hat gefragt, warum Schiller den Wallenstein vor den Maltesern, die ihn doch so sehr anzogen, den Vorzug gegeben? Es lag wohl in seiner desperaten Stimmung, die sich zunächst in einem solchen, die totale Verzweiflung an Welt und Mensch ausdrückenden Werke Luft machen wollte. Denn Wallenstein ist die Tragödie der Desperation. Diese Stimmung aber war mit keinem Versinken in subjective Trübheit und Dumpfheit, keinem Nachlasse der geistigen Kraft und der productiven Befähigung verbunden. Selbst das Vermögen, die heitersten und belebtesten Scenen vorzuführen, stand ihm in jener Zeit zu Gebote; ein Beweis davon ist das bunte, lebensvolle, humoristische Vorspiel der Wallensteinischen Tragödie, die dann zuletzt eine so furchtbar öde und niederschlagende Wendung nimmt. Man kann daher bei Beurtheilung dieser Erscheinung nicht pathologisch verfahren, die pessimistische und transcendente Wendung und Umkehr des Dichters nicht aus krankhafter Verstimmung und eingetretenem Mangel an Lebensfrische

---

1) Vergl. Hoffmeister III. S. 281. 342.

und Energie erklären. In productiver Hinsicht erlebte Schiller ganz im Gegentheil eine neue Jugend voll glänzender, an Effecten und Triumphen reicher Kraftentwicklung. Es kam hiebei eine ganze Reihe von Haupt- und Nebenwerken, eine ganze Anzahl von dichterischen Meisterstücken zu Stande, worin aber ganz andere, neue Töne angeschlagen wurden, wo namentlich der Werth des Allgemeinen und Gemeinsamen im Gegensatze zur exceptionellen Einzelheit tief herabgesetzt, und dem Hauptgegensatze des modernen Progressismus, dem von Letzterem so tödtlich gehaßten Katholicismus in der Art gehuldigt wird, daß die Sache keineswegs nur in der künsterischen Aufgabe und Absicht, objectiv zu schildern und zu charakterisiren, gegründet sein kann. Der Gipfel der Schillerischen Romantik ist in der „Jungfrau" erreicht. Sie geht noch weiter, als Maria Stuart, wo die katholischen Cultusformen glanz- und würdevoll genug auftreten, übrigens aber Alles in den gläubigen Subjecten eingeschlossen bleibt, während in der Jungfrau das volle, freie, historisch-objective und vom Subjecte unabhängige Wunder waltet. Im Tell tritt die den späteren Ansichten des Dichters gemäß bedingte und beschränkte Freiheitsidee auf, um sich von der mißbräuchlich outrirten und erweiterten scharf zu unterscheiden; zugleich wird, trotzdem daß ein braves, kernhaftes Volk und ein auch im Ganzen tüchtiger Menschenschlag geschildert wird, die doch immer wesent-

liche Bedeutung des exceptionellen Individuums im Gegensatze einer bloß massenhaften Erregung und Bethätigung in's Licht gesetzt. Das demokratische Majoritäts- und Volksregierungssystem zu zermalmen, ist aber die ganz besondere Absicht des Dichters im „Demetrius," dem letzten, unvollendeten Werke desselben, gewesen. Ich bitte, nun folgende chronologische Uebersicht des erörterten Zeitraumes zu betrachten, wo ich nur die für unsere Untersuchung ganz besonders interessanten Thatsachen und Producte herausfasse und zusammenstelle.

1792. Schiller will für Ludwig XVI. schreiben. Vorrede zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot, wichtig wegen Anerkennung des Mittelalters.

1794. Muthlose Stimmung. Schwanken zwischen den „Maltesern" und dem „Wallenstein."

1795. Neue poetische Entwicklung und große Productivität. Stelle über das Christenthum in einem Brief an Göthe vom 17. August. „Die Johanniter."

1796. Das Epigrammenjahr. Xenienzeit. Die oben erwähnten Distichen. Entscheidung für den „Wallenstein."

1797. Das sogenannte Balladenjahr. „Der Gang nach dem Eisenhammer."

1798. „Der Kampf mit dem Drachen."

1799. Beendigung des „Wallenstein." — „Das Lied von der Glocke." — „Die Worte des Wahns."
1800. „Maria Stuart."
1801. „Die Jungfrau von Orleans."
1803. „Der Graf von Habsburg." — „Der Pilgrim."
1804. „Wilhelm Tell."
1805. „Demetrius." Tod.

14.

Es ist ein Zeitraum von ungefähr dreizehn Jahren, welchen die Schillerische Metamorphose und von mir sogenannte Conversionsperiode umfaßt. Sein Geist und sein schöpferisches Vermögen war auch damals, als er sein Leben beschloß, nicht im Mindesten gebrochen und erschöpft, das beweist ganz besonders die bewundernswürdige Reichstagsscene im Demetrius. „Mitten im Vollgefühle seiner geistigen Kraft entraffte ihn der Tod," heißt es in Körner's „Nachrichten von Schiller's Leben." — „Er wurde," sagt Hoffmeister, „auf dem Sonnengipfel der Kunst und, wie seine Arbeiten seit Tell beweisen, in der vollsten Gesundheit des Geistes durch ein unzeitiges Geschick hinweggerafft." Und es war hohe Zeit, daß ihn dasselbe dem Leben entrückte. Denn Gott weiß, was man noch Alles erlebt hätte, wenn dieser Mann, voll glänzenden Genies und kühnen Sinnes, vom Ruhme gekrönt und immer reifer an Erfahrung und Einsicht, noch länger gelebt und die ihm nach seiner geistigen Umwandlung und Wieder-

geburt von seinem Genius vorgezeichnete Bahn durchlaufen hätte. Wie, wenn er in ein drittes Stadium eingerückt wäre und seine, trotz aller Kränklichkeit des Körpers, gewaltigen Geisteskräfte auch da wieder mit gewohnter Energie und Genialität entfaltet hätte? In welchem Grade hätte er denn wohl der guten Sache der „Aufklärung," des „Fortschrittes" und der „Freiheit" zu schaden vermocht? Und wie hätte man denn jenes große, von der Demokratie so trefflich ausgebeutete Säcularfest feiern können; wie hätte die „Gartenlaube" so vortreffliche Artikel über die revolutionäre Bedeutung des nationalen Lieblingspoeten bringen, wie hätte man sich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfest so autoritätsvoll auf ihn beziehen können? — Der ihn jetzt in diesem Sinne vergötternden und benützenden Partei war er um die Zeit seines Todes so eben im Begriff, durch seinen „Demetrius" den Dolch in's Herz zu bohren, und es ist mir wahrscheinlich, daß er bereits den ganz bestimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch sie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern. „Es lag in Schiller's Charakter," heißt es in den Nachrichten aus seinem Leben von Körner, „bei jedem Eintritt in neue Verhältnisse sich sogleich mit Plänen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen." Schiller war eine durchaus grandiose, auf das Höchste und

Größte angelegte Natur, er war nicht so ruhig und realistisch anschauend und genießend, wie Göthe; sein Wesen war idealistisch vordringend, kühn, gewaltsam, auf keiner Stufe genußvoll und selbstzufrieden ausruhend und abgeschlossen. In der „Leichenphantasie" malt Schiller einen genialen Jüngling in einer Weise, die an ihn selbst erinnert.

„Himmelan flog er in schweifenden Wünschen,
Hoch, wie der Adler in wolkiger Höh!
Stolz, wie die Rosse sich sträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.
Welten schliefen im herrlichen Jungen —
Ha, wenn er einstens zum Manne gereift!"

In den „Idealen" sagt Schiller in Beziehung auf sich selbst:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn;
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean [1]).

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,

1) Diese später gestrichene Strophe stand in der ersten Ausgabe

Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und Nichts so ferne,
Wohin ihn nicht ihr Flügel trug."

„Wir sehen Schillern," heißt es im Brockhausischen Conversationslexikon s. v. Schiller, „nicht zufrieden mit dem Irdischen, menschlich Erreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menschlicher Geist erreichen kann. — — — Ein zweiter Prometheus, strebt er nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist, mit sichtbarem Kraftaufwand." — „In meinen Adern siedet Etwas," schreibt er selbst im Jahre 1783 an Fr. v. Wolzogen: „Ich möchte gern in dieser holperigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." In einem um dieselbe Zeit geschriebenen Briefe an Rath Reinwald in Meinungen klagt er: „Ich bin nicht, was ich hätte werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dessen, was ich unter besseren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht, die die Vorsicht in mir verfehlt hat!" — „Ahnung großer, unbekannter Felder hat für mich so viel Reizendes," bemerkt er um 1789. — „Ich kann mir," sagt er in einem um dieselbe Zeit geschriebenen Briefe, „die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die

eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist[1]).“ Es ist ganz unbestimmbar, wie sich ein solcher Geist noch weiterhin manifestirt haben würde. Gerade das, was ihn früher in seiner das Bestehende unterwühlenden Periode diesem so furchtbar und seiner eigenen Partei so werthvoll machte, das mußte ihn der Letzteren im Falle einer veränderten Gesinnung und Bethätigung Besorgniß und Schrecken erregend, so wie zu einer unschätzbaren Acquisition der von ihm sodann vertretenen Sache machen. Ich habe ihn als einen poetischen Paulus bezeichnet und mehrere auffallende Vergleichungspunkte nachgewiesen, die mich dazu berechtigen konnten; ich möchte aber, wenn ich die zugleich ganz eigenthümliche Natur und Stellung des Mannes in Welt und Zeit erwäge, bei diesem Vergleiche kaum stehen bleiben. Wenn er sich vollständig geoffenbart und auch das noch vollbracht hätte, was ihm am Ende seines Lebens aller Wahrscheinlichkeit nach im Sinne lag, so würde es gewesen sein, als hätte sich der wider die Weltordnung empörte Lucifer in den streitbaren Engel Michael verwandelt, der wider Teufel

---

1) Die Briefstellen aus „Schiller's Leben“ von Carol. v. Wolzogen, Cottaischer Verlag 1851 und aus „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern ꝛc. Aus den Familienpapieren.“ Cottaischer Verlag 1859.

und Hölle ficht. Denn dieser Mann war im Stande, allein mit seiner geistigen Kraft und Größe dem das Zeitalter beherrschenden Dämon der Negation die Spitze zu bieten, allein und für sich einer ganzen Zeit und Welt entgegenzutreten und dabei Nichts im Auge zu haben, als seinen großen Beruf. Schon als Knabe hatte er, wie Medicinalrath von Hoven, sein ehemaliger Spiel- und Schulgeselle, bezeugte, einen durch Nichts zu erschreckenden Charakter bewiesen; von Furcht und Feigheit, selbst Erwachsenen gegenüber, war keine Spur in ihm [1]). Und auch ganz zuletzt, als ihn mitten im Feuer seines Schaffens und seiner Entwürfe der Tod ergriff, scheint er in dem Bilde des Leo Sapieha, der auf die Gefahr hin, sofort in Stücke gehauen zu werden, den die Augen der Menge verblendenden Trug enthüllt und dem ganzen in Thorheit und Unrecht einhelligen Reichstage sein Veto entgegenschleudert, nur sich selbst, sowie er sich nunmehr entwickeln und darstellen wollte, im Sinne gehabt und gezeichnet zu haben.

„— — — — — Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich es.
Zerreißen will ich das Gewebe der Arglist.
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß."

— — — — — — — — — — —

„Keine Furcht bewegt mein tapfres Herz.
So lange noch Blut in meinen Adern rinnt,

1) Car. v. Wolzogen a. a. O.

Will ich die Freiheit meines Worts behaupten;
Wer wohlgesinnt ist, tritt zu mir herüber."

Die allergewichtigsten Stimmen bitten ihn, nachzugeben:

„— — — — — — — Gebt euch, edler Herr!
Ihr seht, daß euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückseligen Spaltung."

„Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu spalten."

„Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O gebt euch! Um des anderen Guten willen,
Was man beschlossen, fügt euch in die Mehrheit!"

„Auf dieser rechten Bank ist Alles einig."

Worauf Sapieha:

„Laßt Alles einig sein! Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag."

Es folgt der schon oben angeführte Ausspruch über die „Mehrheit," welche „der Unsinn" sei. Dafür wird er von der Partei, die Krieg will, als Verräther bezeichnet; ein Tumult entsteht, „die Menge" will ihn in Stücke reißen; der Erzbischof hält ihr das Kreuz entgegen und schafft ihn bei Seite, und Korela, der Kosacken-Hettmann, sagt schließlich:

„Wer hätte das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde die Spitze halten."

15.

„Es gibt," sagt Palleske in seiner Biographie, „eine Trauer, die nur thätige Geister fühlen, ein Weh, das tief und erhaben zugleich, und das wohl heißer Thränen werth — das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu scheiden. Der große Kranke trauerte um seinen Demetrius [1])." Man wird die Tiefe und Größe dieses Schmerzes um so besser zu ermessen im Stande sein, wenn man den obigen Citaten seine Aufmerksamkeit schenkt. Was liegt nicht Alles in dieser Dichtung, in dieser Eingangsscene und in den einzelnen sinnschweren Reden und Ausdrücken derselben [2])! — —•— — Erlaube man mir, noch ein Paar Stellen aus der von Caroline

---

1) Der greise Schopenhauer sagte: er werde in dem freudigen Bewußtsein endigen, seine Mission vollbracht zu haben; s. „Arthur Schopenhauer" von Gwinner. Leipz. 1862. S. 225. Noch aber wollte er einige Zusätze zu den Aufsätzen seines Buches: „Parerga und Paralipomena" machen und bloß deßhalb noch nicht in sein Nirwana eingehen. „Es wäre doch erbärmlich," sagte er am 9. September 1860, „wenn ich jetzt sterben sollte; ich habe den Parergen noch wichtige Zusätze zu geben." Daselbst S. 222. Am 21. starb er. So mächtig ist in einem Manne des Geistes der Trieb, mit möglichster Vollständigkeit zu thun, was er glaubt, daß seines Amtes sei.

2) Hier ist eine Stelle ausgelassen, die sich auf einen vor der Hand zurückgelegten Aufsatz bezieht; vergl. Vorrede!



von Wolzogen verfaßten Biographie herausfassen, welche, wenn auch unvollkommen und ohne Auftragung contrastirender Farben, den veränderten Standpunkt schildern, den Schiller am Ende seines Lebens eingenommen hat.

„Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer tiefer wurde.“ — „Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Wesen und gab sich in allen seinen Urtheilen und Empfindungen kund; es war ein wahrer Gottesfriede in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unserer Gespräche. So bemerkte er einmal: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit erblühen können, mit der römischen Republik untergegangen sei, so habe nothwendig etwas Neues entstehen müssen. Das Christenthum habe die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnete.“

Man sieht, Schiller war unendlich ruhiger, friedlicher in sich selbst geworden, der titanische Geist in ihm war gewichen und hatte einem stillen, beseligenden „Got-

tesfrieden" Platz gemacht; das Widerstreben gegen den vom Christenthum eingeleiteten, aus dem natürlich Menschlichen in eine höhere Sphäre einführenden Weltprozeß hatte aufgehört; das Verständniß dieses Prozesses war in ihm aufgegangen, und er zollte ihm seine volle, warme, mit dem großen Blicke des Geschichtsphilosophen verbundene Anerkennung. Daß ihm ganz besonders auch der specielle Begriff der katholischen Romantik geworden und daß ihm ihre Bedeutung und Nothwendigkeit im christlichen Weltprozeß eingeleuchtet, wird nach all dem in dieser Hinsicht Vorgetragenen nicht verneint und bestritten werden können. Wie sehr er namentlich das Princip der Demuth, des Gehorsams und der absoluten Selbstverläugnung zu würdigen gelernt hatte, wissen wir urkundlich aus seinem „Kampf mit dem Drachen" und seiner „Jungfrau." Ebenso aus den „Johannitern," wo er aber das Christenthum nicht einseitig nur als die passive Religion der Demuth und des Leidens, sondern als diejenige preist, die, wie keine andere, damit auch die activen Eigenschaften der Thatkraft und des Heldenmuthes verbinde. Das war nun offenbar sein Ideal; denn zu einer quietistischen Ruhe und Thatlosigkeit konnte sich ein so rüstiger, zum Schaffen, Wirken und Handeln determinirter Genius nicht entschließen. Daß er noch Etwas Besonderes vorgehabt haben möchte und zwar in Beziehung auf die Re-

ligion, hat auch schon Palleske vermuthet. „Es ist wahrscheinlich," sagt er, „daß dieser vielumfassende Geist nicht bei der Reform der dramatischen Kunst stehen geblieben wäre. — — — — Schon in dem Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten nannte er neben der Kunst die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei. Noch deutlicher bezeichnet er seine Ansicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804, und wir sehen hier Schiller in derselben Bahn, in welche Lessing's edles Gestirn einlenkte." Ich habe diesen Brief schon oben berührt; er ist einer ganz ausgezeichneten Beachtung werth. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbesserung des Kirchengesanges vorgelegt. Schiller interessirte sich lebhaft für die Sache und schrieb darüber an Zelter wörtlich Folgendes: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen Wenige; aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich Allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den anderen Theologen und Akademiker dafür zu interessiren. Berlin hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zei-

ten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. Ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung[1])." Viel drücken diese Worte aus; sie werden noch mehr, als geschrieben steht, demjenigen sagen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

16.

Wenn Schiller convertirt hat — und wenigstens in einem gewissen Sinne hat er es, wie nachgewiesen, wirklich gethan — so hat in ihm, in dieser stellvertretend großen und bedeutungsvollen Persönlichkeit — Deutschland convertirt. Denn wenn irgend ein Mann den eigenthümlich deutschen Geist und Charakter seiner edlen, tiefen und achtungswürdigen Seite nach zu repräsentiren vermag, so ist es ohne Zweifel dieser idealistische Dichter und Denker, ist es weit mehr als z. B. Göthe, dessen Natur und Entwicklung in zu naher Verwandtschaft mit Griechenland und Italien stand, um für so spezifisch deutsch gelten zu können[2]).

---

1) Briefwechsel zwischen Göthe u. Zelter. I. S. 120 f.

2) „Der Charakter der Schillerischen Muse," sagt Ancillon,

Auf dieser entschieden vaterländischen Natur im besten und ehrenvollsten Sinne des Wortes beruht denn auch Schiller's Popularität, beruht die Begeisterung, der Jubel der 1859 ihm zu Ehren begangenen Feierlichkeiten, der allerdings demokratisch veranstaltet und ge-

---

„wird, so lange die Deutschen ihrem eigenen Charakter treu bleiben, diesen Dichter vor Allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius ist der idealisirte Ausdruck der Gesammtheit; die Deutschen finden sich in demselben in verklärter Gestalt und gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor Allem die Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorstellungen, die Reinheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge." Daß Schiller es so herrlich verstanden hat, kindlich religiöses Gefühl mit streng wissenschaftlichem Forschergeiste zu verbinden, rühmt Alfred von Wolzogen in der Vorrede zu „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" ꝛc. Stuttg. 1859. Göthe schreibt im October 1795 an Schiller: „Ihre Gedichte haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen: sie sind nun, wie ich sie vormals von ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf." Diese eigenthümliche Verbindung so disparat scheinender Eigenschaften war aber das so besonders Deutsche in Schiller; „In ihm hat sich der deutsche Genius am reinsten geoffenbart," heißt es auch in der „Gartenlaube" 1859. Nr. 46.

färbt war, der sich aber ohne einen wirklichen Grund doch nicht zu jener beispiellosen Höhe hätte emporschrauben lassen. Hier hat ihn Deutschland jedenfalls als seinen geistigen Repräsentanten auf's Feierlichste und Vollständigste anerkannt. Und so dürfen wir wohl sagen, in ihm habe Deutschland convertirt.

Der Protestantismus ist ein Produkt des deutschen Geistes und Charakters gewesen, der seine Fesseln sprengte, um sich im Reiche der Freiheit zu ergehen; man hat den sächsischen Reformator und sein Zertrümmerungswerk nicht mit Unrecht mit dem Widerstreben der alten Sachsen gegen das Christenthum zusammengebracht, zu dem sie bekehrt werden sollten. Im germanischen Charakter ist in der That etwas tiefliegend Negatives, namentlich was die Regionen des Glaubens und Erkennens betrifft, wo der Deutsche keinen ihm unwürdig und unziemlich dünkenden Zwang erträgt und sich Nichts gefallen läßt, wovor er nicht eine wahre, innere Achtung und Ehrfurcht empfindet. So hat sich die Sache in Luther's heldenhaftem Auftreten, so in Schiller's titanischer Jugendperiode dargestellt. Aber der Deutsche ist nicht nur Held, Titan, Freiheitsmann, Polemiker. Ein eben so wesentlicher, ja noch wesentlicherer Charakterzug desselben ist sein Gemüthsleben, ist jene tiefe Frömmigkeit, welche ebenfalls ihre Befriedigung verlangt und welche in ihrer Abtrennung von der alten Mutterkirche sogar den schwächlichen

Pietismus erzeugte. Selbst Göthe, „der große Heide," hatte eine Zeit, wo er sich den Pietisten und Herrnhutern geneigt fühlte. In seiner antichristlichen Zeit machte er Verse, wie folgende:

„Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen;
Die edlen Sachsen unterlegen 2c."

Und doch schrieb er die „Bekenntnisse einer schönen Seele," doch gab er seinem Faust einen christlich-romantischen Schluß, doch verfaßte er jenen kostbaren Aufsatz über den katholischen Sakramentencyclus. Die reine Negation kann bei uns Deutschen trotz unseres geistigen Emancipationstriebes keine allzu tiefen und beharrlichen Wurzeln schlagen. Ihr Sturm geht vorüber, und es entwickelt sich eine neue Position daraus. Ein solcher Uebergang, ein solches bei den Einzelnen oft plötzliches Umschlagen in's Gegentheil vollbringt sich in den letzten Jahrhunderten; es geht in unseren vorzüglichsten Dichtern, Denkern und Geschichtsschreibern vor, wenn er sich auch dem Blicke der Menge entzieht. Diese wird nur dann aufmerksam, wenn sich förmliche Conversionen, wie die des Grafen Stolberg, Friedrich Schlegel's 2c. ereignen. Sie stutzt in solchen Fällen; sie ist verblüfft; sie erholt sich von ihrem Erstaunen und schimpft; sie erklärt sich die unbequeme Thatsache in ihrer bekannten, wohlfeilen Manier, aus

individuellen, pathologischen, unmoralischen Beweggründen, nimmt heruntergekommene Geisteskräfte, jesuitische Anlockungen, schlechte Gesinnungen, egoistische Berechnungen, alles mögliche Gemeine und Verworfene an. Die bezüglichen Thatsachen werden jedenfalls als Einzelheiten betrachtet, die für sich stehen und keine Bedeutung für's Ganze und Allgemeine haben. Sie stehen aber keineswegs so isolirt und zusammenhangslos da; sie wurzeln in der sich allmählig vollbringenden, allgemeinen Aenderung der Stimmungen, Anschauungen und Gesinnungen; es sind nur einzelne Stellen, an welchen der große, historische Umwandlungsprozeß, welcher als solcher noch nicht in die Augen fällt, zur Erscheinung kommt. Es wird freilich noch Manches vorgehen müssen, bis dieser Prozeß zu einem positiven Abschluß und Resultate gelangt. Die universale Conversion aber, durch welche der religiöse Zwiespalt, diese böse Krankheit des Vaterlandes, verschwinden wird, kann nicht ausbleiben; und man wird einst in Schiller denjenigen erkennen, in welchem dieses große Factum, sei es auch, daß der formelle Schlußpunkt gefehlt, in ganz besonders bedeutsamer und repräsentativer Weise vorgegangen ist.

„Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt,"

sagt er selbst. Und so ist Deutschland trotz der widerstrebenden Massen und trotz der feindlichen Presse *eigentlich schon zum Christenthum und zur Kirche zurückgekehrt*; denn nicht die

Vielen, οἱ πολλοι, sind die Nation; auch nicht die sich zu Führern dieser Vielen aufwerfenden Lärmmacher, Hetzer und Aufwiegler; sondern die Wenigen sind es, die auch nur wieder von Wenigen verstanden und begriffen werden, und die ihre Bedeutung mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart haben; jene tiefen und großen Individuen, die als die Blüthen und Gipfel des nationalen Wesens und Lebens über die Menge emporragen und die ächte Substanz, den edelsten Geist und Kern des Ganzen enthalten und zur Erscheinung bringen. Ein Einziger kann in diesem Sinne das Volk darstellen, das Volk sein; während das, was man Volk nennt und was der Demagoge zu seinem äußerlichen Zwecke in Anspruch nimmt, Nichts als eine unreife, unselbstständige Masse und Umhüllung seines wahrhaft nationalen Wesens und Kernes ist.

17.

Ich habe es oben vermieden, Scenen aus Maria Stuart abzuschreiben; mit einer aber will ich schließen. Die Katholiken mögen daraus erkennen, welchen Bundesgenossen und Anwalt sie an diesem bekehrten Saulus, an diesem besänftigten Titan gewonnen haben; die Stelle kommt in besonderen Betracht auch in Beziehung auf die Schillerische Conversionsfrage.

Melvil.

„Beruhige dein Herz! Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.

Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig."

Maria.

„Ach, Melvil! Nicht allein genug ist sich
Das Herz; ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmlische sich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menschen und verschloß
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnißvoll in einem sichtbarn Leib.
Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholische heißt sie,
Denn nur der Glaube Aller stärkt den Glauben.
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf. —
Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet versammelt in dem Haus des Herrn!
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Meßgewand;
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk. — Ach! Ich
Allein bin ausgeschlossen, nicht zu mir
In meinen Kerker bringt der Himmelssegen."

Wenn Schiller das Unglück, aus diesem großen, heiligen Verbande ausgeschlossen zu sein, so wie das

Glück, ihm anzugehören, so tief empfand, wie er es hier merklich genug zu erkennen gibt — kann man glauben, daß er diesem Verbande völlig fremd geblieben sei, daß er ihm nicht wenigstens geistig verbunden gewesen sei? — Jenes Drama ist am Anfang des Jahrhunderts an's Licht getreten; die später entstandene „Jungfrau" ist, wiewohl hier von confessionellen Gegensätzen keine Rede ist und keine so glänzenden Schilderungen des katholischen Cultus darin vorkommen, wie in der „Maria," im Grunde noch viel katholischer, als diese. Schiller machte demnach keine Rückschritte. Im Jahre 1805 starb er.

B.

Ueber Wallenstein.

1.

Ich habe dieses große Werk schon in der obigen, die Metamorphose Schiller's betreffenden Abhandlung charakterisirt. Es ist aber so merkwürdig und bezeichnet einen so wichtigen Wendepunkt in des Dichters Denken und Schaffen, daß man es vielleicht verzeihen wird, wenn ich ihm zum Behufe einer noch ausführlicheren und gründlicheren Besprechung eine besondere Abtheilung meiner Schilleriana einräume. In ähnlicher Art verhält es sich mit der „Jungfrau," der ich ebenfalls eine eigene Nummer widmen werde.

Wie sehr die beiden scheinbar so disparaten Werke zusammengehören, habe ich schon angedeutet. „Wallenstein" stellte die negative Seite der späteren Schiller'schen Denkart, wie die „Jungfrau" die positive dar. „Wallenstein" ist die Tragödie der Desperation; es ist ein pessimistisches Gemälde menschlicher Ohnmacht und Nichtigkeit und unverbesserlich-heilloser

Weltzustände; es ist, so zu sagen, ein Strich, den Schiller durch alle die Rechnungen und Hoffnungen seines ehemaligen progressistischen Idealismus zieht; es ist den „Idealen“ und dem „Pilgrim“ verwandt; der Dichter nimmt darin gewissermaßen Abschied von Welt und Mensch, um sich der höheren Sphäre zuzuwenden, deren Walten und Wunder er späterhin in seiner „Jungfrau“ entfaltet.

Was ich hier über „Wallenstein“ sage, scheint auf den ersten Blick zu dem Anfang und Eingang des Werkes übel passen zu wollen. Dasselbe beginnt ja so überaus munter, kräftig und lebensvoll; es zeigt sich in jenem meisterhaften Lagergemälde eine so außerordentliche Geistesfrische, eine so objective, gestaltenreiche Schöpferkraft; man erinnert sich wohl besonders der ergötzlichen Kapuzinerpredigt. Um so sonderbarer mag es erscheinen, wenn ich behaupte, das Werk sei aus einem so ernsten, ja tristen und desperaten Grunde hervorgewachsen; wenn ich das Ganze eine Predigt nenne, so furchtbar und niederschlagend für das Wesen und Treiben der Menschenwelt, wie kaum je eine gewesen sein mag. Und doch glaube ich, Recht zu haben. Daß Schiller mit solcher Lebendigkeit, solchem Humor zu zeichnen vermochte, ist uns vor Allem ein Beweis, wie wenig der Geist des Mannes zu dieser Zeit gebrochen und erschöpft, und wie wenig seine veränderte Ansicht und Stimmung eine Folge verschlimmerter pathologischer

Zustände und bereits nachlassender geistiger Kräfte war. Er hatte seinen alten Standpunkt aufgegeben; er dachte und fühlte bei Weitem pessimistischer und hoffnungsloser in Beziehung auf Welt und Zeit, als früherhin; übrigens war er derselbe. Auch der Kampf, das Schwanken, die Zerrissenheit, die unproduktive Pause des Ueberganges lag hinter ihm; er war wieder harmonisch zu sich selbst gestellt, und ganz wieder seiner dichterischen Produktionskräfte mächtig, mit denen er nunmehr einen neuen, jedoch einem anderen Ziele geltenden Anlauf nahm. Dies die persönliche Seite. Dann liegt es aber auch in dem Plane des Werkes, daß es einen so rührigen und rüstigen Anfang nimmt — nicht bloß um der lebens- und charaktervollen Schilderung der bezüglichen Zustände überhaupt willen, sondern des Contrastes wegen, der sich bilden soll, indem der Dichter das in dem Drama verneinte Weltwesen und Welttreiben erst in seiner ganzen Lebendigkeit und Fülle vor Augen bringen muß, um die sich zuletzt herausstellende Eitelkeit und Nichtigkeit desselben zu desto vollkommenerem Bewußtsein zu bringen. So lebhaft, so guten Humors, so großartig und imposant das Gemälde beginnt, eben so traurig, öde, jammervoll und trostlos endet es; all der Aufwand von Thatkraft, Muth, List, Berechnung, Genie, Gewalt, Masse, Größe, Pracht, Zuversicht und Festigkeit, der von dem großen Heerführer und seinen Werkzeugen gemacht wird, um das vorge-

steckte Ziel zu erreichen, erweist sich als fruchtlos und vielmehr nur zum Gegentheile führend. Denn nicht das Leben und die Kraft sollen hier triumphiren und Recht behalten, sondern der Tod, die Ohnmacht des Menschen und das leere Nichts der Welt.

2.

Der Held dieses Stückes ist ein realistischer Charakter, der, wie Schiller selbst darüber bemerkt, den Erfolg nöthig hat, den nur der idealistische entbehren kann. Wallenstein hat den Erfolg gegen sich; sein Untergang ist also der leerste, traurigste, elendeste, den es gibt; es ist damit gar keine Erhebung des Gemüthes, gar keine Aussicht in die Zukunft, gar kein, wenn auch noch so mittelbarer und ferngerückter Trost verbunden; er ist für unsere Betrachtung, wie für den Helden, nur negativ, nur einfach zu Boden schlagend. Ein Posa trägt sich mit dem Ideal einer Zukunft, dem er sich freudig opfern kann. Wallenstein will etwas unmittelbar auf Gegenwart und nächste Zukunft Bezügliches; und wenn dies nicht erzielt wird, so ist Alles verloren, so hat er umsonst gelebt und ist umsonst gestorben. Von Posa heißt es: „Er hüllte sich in die Größe seiner That.“ Von Wallenstein sagt Schiller: „Er berechnet Alles auf die Wirkung und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und so über die Materie erheben; er

will die Materie unterwerfen und erreicht es nicht [1]."
Posa sagt:

„— — — — — Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif; ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden."

Und dem Carlos läßt er sagen:

„Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an! Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden."

Ganz anders spricht der realistische Wallenstein:

„— — — — — — Ich kann mich nicht,
Wie so ein Wortheld, so ein Tugendschwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken,
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend sagen: Geh! Ich brauch dich nicht!
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Und so kommt es: er kann nicht mehr wirken, er ist vernichtet, er fällt sogar durch Mord. Den progressistischen Idealismus, dem Schiller im Carlos huldigte, hatte er aufgegeben; er glaubte nicht mehr, daß aus dem Blute der Märtyrer von Posa's Gattung eine Saat des Heiles aufsprossen werde. Er wählte sich nun diesen gewaltigen Menschen, diesen Wallenstein,

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt. S. 426 ff.

der, wenn es irgend möglich wäre, doch Etwas auszurichten im Stande sein mußte. Seine persönliche Größe, sein kriegerisches und staatsmännisches Genie, die Vortheile der von ihm bereits errungenen Stellung sind öfters mit Absicht geschildert und hervorgehoben, wie im Prolog:

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.“

Wrangel sagt zu Wallenstein:

„— — — — — — — Euer Gnaden sind
Bekannt für einen großen Kriegesfürsten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erstaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menschendenken,
Ein Heer, wie aus dem Nichts, hervorgerufen.“

Illo sagt:

„Der Kaiser gibt uns Nichts; vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.“

Max Piccolomini:

„Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Er ist gestellt auf einen Herrscherplatz.“

Und Questenberg, da er den Gang durch's Lager gemacht:

„Hier ist kein Kaiser mehr; der Fürst ist Kaiser.“

u. s. w. Ein so ungeheuerer Mensch, der sein Wagstück und Verbrechen noch dazu mit der löblichen Absicht, dem durch die Furien des Krieges so fürchterlich zerrissenen Deutschland den Frieden zu geben, entschuldigen und beschönigen kann, geht elend und schmachvoll unter, ohne Etwas zu erreichen und ohne einen Samen zu hinterlassen, aus welchem das, was er will, nach seinem Tode aufgehen kann. Was will uns also diese Dichtung sagen? Gewiß nichts Anderes, als Folgendes: „Es ist mit der Welt Nichts anzufangen; sie zu überwinden reicht auch das größte Genie, das seltenste Glück, die gewaltigste Macht nicht aus; das Große, das der Mensch auf seine eigene Faust unternimmt, in dieser Welt und Menschheit durch weltliche und menschliche Mittel zu bewirken gedenkt, oder wirklich bewirkt, ist eitel; es läßt sich nicht durchsetzen, oder es schwindet, wenn auch für einen Augenblick zu Stande gebracht, wie ein Traum der Nacht dahin, und die Welt bleibt, wie sie ist. Hier erst ward Schiller zum eigentlichen Tragiker, indem er, von allen progressistischen Ideen und Tendenzen frei, nur die negativen Wahrheiten aussprach, welche die ächte Tragödie zum Bewußtsein bringt [1]). Der Sinn und Kern einer Dichtung muß eine reale Wahrheit sein; die Anschauungen und Hoffnungen des progressistischen Tendenzdichters aber sind eine Täuschung;

1) Vergl. die Abhandlung über die tragische Poesie in meiner Conversionsschrift. Mainz 1859. S. 214—255.

daher ein solcher kein wahrer Tragiker zu sein vermag. Die tragische Poesie zerstört alle die Illusionen, in welchen der Mensch über sich, seine Gattung, seine Kräfte, seine Geschichte befangen ist; das ist ihr großer Zweck und Beruf. Den erkannte Schiller früher nicht und mißbrauchte die Tragödie seinen falschen Ansichten und tendenziösen Zwecken gemäß. Noch im Jahre 1792[1]) hatte er das Schicksal der griechischen Tragödie verworfen, und wollte dafür die Ahnung oder das Bewußtsein einer „teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" zum Zweck der Tragödie machen. Jetzt gab er einem Werke das Dasein, welches ganz zu der bedeutungsvollen Leere antiker Tragödienausgänge zurückkehrte — jener Leere, welche die Bedingung und Vorstufe der christlichen Fülle ist.

3.

Buttler spottet in dem Gespräche mit Gordon der Klugheit des großen Heerführers, die Alles berechnet habe und nun dennoch scheitere.

„Ein großer Rechenkünstler war der Fürst
Von jeher; Alles wußt' er zu berechnen,
Die Menschen wußt' er, wie die Stein' im Brettspiel,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.
Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Calcul irrig sein; er wird

1) In dem Aufsatze über die tragische Kunst.

Sein Leben selbst hineingerechnet haben,
Und so wie Jener in seinem Zirkel fallen."

Auch des Dichters eigene Meinung, daß es mit der menschlichen Klugheit nicht weit her sei, drückt sich hier aus. Seine Darstellung geht aber um so tiefer, da sich Wallenstein nicht bloß auf seine Verstandesoperationen, seine subjectiven Einsichten, seine persönlichen Kräfte und Mittel verläßt, sondern einen universelleren Halt zu gewinnen, sich der inneren, geheimnißvollen Magie des Weltlebens zu versichern sucht und sich von da aus führen und bestimmen lassen will. Er ist nicht frivol und ungläubig, er ist gläubig und devot in seiner Art, im kosmischen Sinn, so zu sagen; dies ist sein astrologischer Aberglaube. Aber auch dieser nützt ihm Nichts; auch diese Mystik täuscht ihn; es ist überhaupt, als wenn höllische Mächte ihr Spiel mit ihm trieben und ihn absichtlich in's Verderben stürzten, wie er denn auch selbst gegen Max äußert:

„Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. — — — — — — — — —
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage schlimmgeartet hausen." ꝛc.

Worauf Max:

„O fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort; es sind Lügengeister,
Die, dich berückend, in den Abgrund ziehen."

Ihnen hat sich Wallenstein mit seinen hochfliegen-

den Planen, seinem colossalen Selbstgefühl und seiner kosmischen Mystik in die Hände gegeben. Wenn sich wahrhafte Ahnungen aus den Tiefen der menschlichen Seele hervor kund thun, so scheitern sie an des Mannes grenzenloser Selbstverblendung. So legt er sich die Vorgefühle und bösen Träume der Gräfin zu seinen Gunsten aus, oder räsonnirt sie rationalistisch hinweg. Wallenstein zeigt eine durch Nichts zu erschütternde Festigkeit. Es bricht die Fülle des Unglücks Schlag auf Schlag über ihn herein, aber er richtet sich immer wieder auf und steht in gewohnter Fassung und Stärke da:

„Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen“

Er entsagt seinen Hoffnungen und Entwürfen keinen Augenblick; er projectirt, handelt, gebietet, vertraut, glaubt, hofft, bis er, von seinen intimsten Freunden verrathen und gemordet, in seinem Blute liegt. Das ist nicht der evangelische Glaube, der Berge versetzt, sondern das bis zum Wahnsinn gehende Vertrauen eines großen, kühnen, mächtigen Menschen auf sich und eine Welt, die ihn heben und tragen, die seinem Willen dienstbar sein müsse, wie immer auch die Umstände seien. Das ihn umstrickende Verderben ist so klar, daß es in die Augen springt; es wird ihm von den Anderen gezeigt und er w i l l es nicht sehen; er ist, wie Illo sagt, mit sehenden Augen blind. Wenn Schiller an anderen Orten den Glauben und die Blindheit preist,

so ist es in ganz anderem Sinn. Das ist der Glaube, der sich auf eine überirdische und überweltliche Region bezieht, das ist ein Zustand, wo man mit blinden Augen sehend, nicht aber mit sehenden Augen blind ist, wie Wallenstein. Diesen erfüllt das bloße, einseitige Vertrauen des Menschen zu sich und der Welt, und das wird in dem Stücke schonungslos zu Schanden gemacht.

4.

Mit diesem großen Werke, dieser ächten Tragödie, trat Schiller in seine neue, von mir so genannte Conversionsperiode ein. Den früheren, von den Räubern bis zum Carlos liegt der Glaube an die autonome, Alles aus sich selbst zu schöpfen habende menschliche Natur und Gattung zu Grunde, welche sich durch kühne Selbsthülfe und partielle Selbstaufopferungen all ihrer Fesseln zu entledigen im Stande sei. Das ist das Revolutionsprincip, das sich ganz nur auf Mensch, Welt, Erde stützt. Im Wallenstein wird dies Alles zu Boden geworfen und ein colossales Individuum mitsammt seinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt. Dort sollen die eingeführten Formen der gesellschaftlichen Ordnung über den Haufen gestürzt werden; die menschlichen und weltlichen Dinge überhaupt aber sind dort kein Gegenstand der Verneinung; sie sollen im Gegentheil durch Befreiung von Druck und Zwang zu ihrer vollen, beglückenden Geltung und Gestaltung kommen.

Im Wallenstein und von diesem an in den folgenden Produkten dieser Periode wird die ganze Welt als nichtig und aller Besserung in und aus sich selbst unfähig betrachtet.

5.

Daß im „Wallenstein“ sittliche Momente und Principien auftreten, von denen der Dichter in seinen früheren Schöpfungen Nichts wußte, hat schon Hoffmeister [1]) hervorgehoben. Noch im Carlos „hat die Freiheitsidee allein das Wort; alle ihr widerstreitenden Tugenden sind nicht stimmfähig.“ Im Wallenstein dagegen „ist ein neuer Chor von Tugenden eingeführt, das ganze System von sittlichen Eigenschaften, die sich an das gesetzlich Bestehende halten, ist hier verherrlicht. Es ist, als wolle der Dichter wieder einbringen, was er früher versäumt hatte; als wolle er sich ausdrücklich dagegen verwahren, daß er in die revolutionären Ideen seiner Zeit einstimme; als wolle er den Eindruck paralysiren, den seine frühere Poesien hervorgebracht. Wallenstein selbst ist der Lobredner der Tugend, die er verletzt:

„— — — — — — — — Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.“

Hier fängt der Dichter an, conservativ zu werden — nicht etwa, weil er die Mängel des Bestehenden

1) Schiller's Leben. IV. S. 40.

nicht noch eben so gut fühlt und einsieht, als vorher; sondern weil er erkennt, daß auf solche Weise, wie die Zeit meint und wie er selbst früher glaubte, nicht zu helfen, daß auf diesem Wege nur ein noch schlimmerer Zustand zu bewirken und wahre, wirkliche Hülfe nicht durch des auf sich selbst gestellten Menschen Kraft und That, sondern ganz anders woher kommen müsse. Ich hebe noch folgende Stellen aus:

„Mein Sohn!
Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich." ꝛc.

„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

„Denn um sich greift der Mensch; nicht darf man ihn
Der eigenen Mäßigung vertrau'n. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur."

„Nein, du wirst so nicht endigen! Das würde
Verrufen bei den Menschen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht sich vertrauen mag."

Letztere Worte spricht Max zu Wallenstein. Und da dieser dennoch thut, wovon ihn jener so dringend abmahnt, so behält „der gemeine Wahn" wirklich Recht. Man sieht, mit welch schonungsloser Wahrheitsliebe jetzt Schiller gegen sich selbst, wie er früher war und dachte, diesen weltumwälzenden Titan, verfährt. Er glaubt nicht mehr an das Edle der Freiheit; er macht dem, was er im Grunde noch immer verachtet, die entschiedensten Concessionen.

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Aber er bleibt nicht dabei stehen. Der abstrakte Pessimismus und der darauf gegründete Conservatismus eines Schopenhauer kann sein alleiniger, ausschließlicher Standpunkt nicht sein. Er gibt seine irdischen Ideale auf, und läßt das „Bestehende", einzelne, zerstreute Stellen ausgenommen, fürder unangefochten, flüchtet sich aber mit zunehmender Innigkeit und Vollkommenheit der Anerkennung in die romantische Glaubens- und Wunderwelt, die er weiterhin besonders in der dem französischen Aufklärungswolf entrissenen „Jungfrau", seinem positivsten und bedeutungsvollsten Werke, zu dessen besonderer Beleuchtung wir nun fortgehen, entfaltet hat.

C.

Ueber die Jungfrau von Orleans.

1.

Ueber meine Auffassung dieser Tragödie ist der Leser, der die Geduld gehabt, mir bis hieher zu folgen, im Allgemeinen bereits unterrichtet genug. Von ihrem Verhältnisse zu Wallenstein ist so eben wieder die Rede gewesen. Die beiden Elemente der Schillerischen Denkart, wie sie sich in der Conversionsperiode gestaltete, die negative und die positive, geben sich, nach meiner Meinung, am vollkommensten und merkwürdigsten in diesen beiden Werken kund. Es sind die Hauptschöpfungen dieses Zeitraumes; es sind in ihnen zugleich die Hauptmomente der christlichen Weltanschauung gegeben, die ebenso einen negativen und einen positiven Theil, einen pessimistisch-verneinenden Unterbau und einen optimistisch-bejahenden Hochbau hat.

Wallenstein ist eine symbolische Gestalt und bedeutet die menschliche Kraft und Größe überhaupt. Sein Unter-

gang soll die Nichtigkeit des Menschlichen, Irdischen, Weltlichen, wie es auf eigenem Grunde stehen, aus eigener Kraft und Macht Großes vollbringen will, veranschaulichen. Eben so ist auch die „Jungfrau“ eine zwar individuelle, aus der Geschichte herausgegriffene, zugleich aber auch symbolische, einen allgemeinen Charakter darstellende Figur [1]). Sie bedeutet die menschliche Kleinheit und Schwäche, in welcher das Göttliche groß und mächtig ist. Außerordentliches, ja unmöglich Scheinendes wird hier wirklich vollbracht, aber nicht durch Eigenwillen und Menschenkraft. Auch hier herrscht der Glaube, aber nicht der Wallensteinische, sondern der christlich-romantische, der sich auf transcendente Potenzen bezieht. Hier ist der Punkt des Archimedes gegeben, der außerhalb der Welt befindlich, und welchen der Mathematiker nöthig findet, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Der christliche Glaube hat mathematische Richtigkeit und Gültigkeit, und der Glaube des Menschen an sich und die Welt ist selbst mathematisch absurd. „Wallenstein“ ist die Darstellung eines superstitiosen, bei aller psychischen Kraftentwicklung nichtigen, die

---

1) „Alle poetischen Personen,“ erklärt Schiller selbst in einem Briefe an Göthe vom 24. Aug. 1798, „sind symbolische Wesen und haben, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen.“ Briefwechsel IV. S. 274.

„Jungfrau“ die jenes wahrhaften Glaubens, der Alles vermag. Mit dem ersteren wird ein Kriegsmann und Fürst, wie Wallenstein, zu Schanden, mit dem letzteren siegt eine arme, bis dahin im tiefsten Dunkel lebende Hirtin, die sich, da Alles verloren ist, und der König und seine Helden Nichts mehr vermögen, mit einem Male an die Spitze stellt und den siegreichen Feind zu Boden schlägt. Das ist der Sinn und Geist dieses ächt christlichen Meisterwerks, welches bestimmt ist, auf der negativen Basis, die „Wallenstein“ liefert, das positive Gebäude der romantischen Glaubens- und Wunderwelt aufzuführen.

2.

Ueber einzelne Punkte, die nicht Jedem sogleich verständlich sind, muß besonders verhandelt werden. Worin besteht erstlich Johanna's Schuld, jene Schuld, die sie so schwer zu büßen hat? Und wie verhält es sich mit dem schwarzen Ritter, der ihr in der Schlacht erscheint?

Johanna's Schuld besteht, obenhin betrachtet, einfach darin, daß sie sich in Lionel, den Feind ihres Volkes, verliebt, und ihm, dem Besiegten, während sie sonst Alle tödtet, das Leben schenkt. Geht man tiefer, so erscheint die Sache in einem anderen Lichte. Jene Schuld nämlich ist nicht primitiver, sondern secundärer Art, ist die Folge einer anderen, früheren, welche als die eigentliche zu betrachten ist; die Schwäche, welcher

Johanna unterliegt, ist schon mehr eine Strafe, als eine Versündigung, indem sich die erste, eigentliche Schuld durch eine aus ihr fließende zweite straft.

Die Quelle des Unheils ist nämlich diese, daß sich die ursprüngliche Kindlichkeit und Demuth der Jungfrau, ihre reine, einfache Hingebung an das Göttliche in Selbstgefühl und Eigenwillen verwandelt. Sie war das selbstlose Werkzeug einer höheren Kraft und Macht gewesen; jetzt ist sie zu einem sich fühlenden und wissenden Selbst und Ich und als solches zu einem mit dieser höheren Kraft und Macht in Widerspruch stehenden Besonderheit geworden. Sie ist gefallen, wie Adam, da er vom Baume der Erkenntniß gegessen. Sie selbst sagt zu sich:

„So wie du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen."

Wir sehen das arme Hirtenmädchen auf den Gipfel ihres Ruhmes und Glückes gestellt. Der König erhebt sie in den Adelstand und adelt ihre Väter im Grabe. Er will ihr sogar einen Altar bauen lassen. Sie gehört nun auch äußerlich zur allervornehmsten Welt; Männer, wie Dunois und La Hire bewerben sich um ihre Hand. Sie weist sie würdevoll ab, doch schon mit Beimischung eines stolzen Selbstbewußtseins. Es kommen Reden, wie folgende, aus ihrem Munde:

„Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — Geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen;
Doch mitten durch sie alle führ' ich dich.
— — — — — — — — — — — — — —

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesandt,
Herab willst ziehen in den gemeinen Staub?"

Es treibt sie in die Schlacht. Da ist ihr wohl, obgleich ihr der Erzbischof so eben bemerklich gemacht, daß das Weib nicht zum blutigen Werke der Waffen berufen sei. Zu ihrem Stolze kommt auch dies, daß eine grausam kriegerische Thaten- und Mordlust ihre Seele zu beflecken beginnt. Löwenherzigkeit und große physische Stärke hatte sie schon zu Dom Remi bewiesen, indem sie dem grimmigen Tigerwolf das von ihm geraubte Lamm aus dem Rachen riß. La Hire hatte bei Eroberung des feindlichen Lagers zu ihr gesagt:

„Die Fahne trag' uns vor mit reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst!"

Umsonst! Sie ruft:

„Wer darf mir Halt gebieten?" &c.

Sie führt das Schwert und vergießt Blut auf Blut. Es kommt zu einem letzten, grimmigen Entscheidungskampfe. Der furchtbare Talbot fällt; er gibt in Unmuth und Verzweiflung seinen stolzen Geist auf. Die Jungfrau mordet im Gefechte. Da erscheint der schwarze Ritter und lockt sie vom Schlachtfelde

weg. Sie ist darüber auf's Aeußerste erzürnt; denn dadurch sind viele Engländer, die sie getödtet hätte, dem Verderben entgangen. Sie will ihn danieder schlagen:

„Dich wegzutilgen aus dem Licht des Tages
Treibt mich die unbezwingliche Begier."

Wer ist dieser schwarze Ritter? — Es verräth sich in Johanna's Worten:

„— — — — — — — — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehen, ich sagte: Du bist Talbot."

Es ist des so eben gefallenen Talbot's Geist. Das ist ein dichterischer Meisterzug. Er, der als Atheist und Materialist dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch diese geisterhafte Erscheinung nach dem Tode faktisch sein aufgeklärtes, antiromantisches Verstandessystem. Denn die Romantik mit ihrer Wunder- und Geisterwelt soll ja hier den Sieg davon tragen. Ich weiß nicht, ob je ein Dichter einen gleich ingeniösen Gedanken gehabt. Da Talbot im Unglauben dahingefahren, so gehört er nicht dem Lichtreiche an; er erscheint als dunkle, spukhafte Gestalt, gekleidet in die Farbe der Finsterniß. Da er aber kein gemeiner Sünder und Verbrecher, sondern ein großartiger, ausgezeichneter Mann gewesen, den nur sein Verstand irre geleitet, so läßt ihn Schiller dennoch keine unedle, verächtliche Rolle spielen. Talbot steht als Geist der ihm,

da er noch lebte, so tief verhaßten Siegerin, deren höhere Macht und Gewalt er nun willig anerkennt [1]), keineswegs als Hasser und Feind gegenüber. Er ist kein Geist der Lüge;

„Was maßest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?"

sagt Johanna; aber der schwarze Ritter spricht kein unwahres Wort. Er räth ihr gut: sie soll nicht abwarten, bis ihr das untreue Glück den Rücken kehre; sie soll abstehen vom Kampfe, nicht nach Rheims gehen, dort nicht jenen großen, glänzenden Triumph feiern — dort ereilt sie ja dann wirklich das Unglück.

Aber warum muß sie ein dunkles, zweideutiges Gespenst, ein Geist der Finsterniß warnen? Warum kommt kein Bürger des Lichtreiches, kein Engel Gottes, warum nicht die Königin des Himmels, die ihr doch früher zu Dom Remi erschienen war? — Sie können nicht. Diese Wunderwelt thut sich nur dem Auge des Kindersinns auf, den die unkindlich Gewordene verloren hat. Ihrem stolzen Selbstbewußtsein erscheinen keine Engel und himmlischen Wesen mehr; nur ein der irdischen Sphäre, der sie jetzt in ihrem Falle allein angehört, noch nicht entrückter Geist, kann sich ihr darstellen und ihr auf dem Irrwege, den sie eingeschlagen, warnend in den Weg treten. Doch sehen wir mit ihm

1) „Nichts kann dir, du Gewaltige, widerstehen,
In jedem Kampfe siegest du."



bereits den Donner im Bunde, denselben, der nachher zu Rheims über ihrem Haupte rollt. Aber sie läßt sich nicht warnen und hemmen. Gerade hier frevelt sie am meisten und bricht sie am keckſten und unbändigsten aus.

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt."

England überhaupt niederzuwerfen, dazu ist sie nicht berufen und ermächtiget; das überschreitet den ihr gewordenen Auftrag, der sich einfach auf die Rettung Frankreichs beschränkt. Sie führt in ihrem Zorn einen Streich auf die Erscheinung, von der sie doch fühlt und ahnt, daß sie einer anderen Welt angehört; sie glaubt sich sogar einem solchen Kampfe gewachsen; sie erkühnt sich, mit Geistern zu kämpfen. Da erfährt sie zum ersten Mal ihre Ohnmacht. Der schwarze Ritter berührt sie bloß, und sie bleibt unbeweglich stehen. Donner und Blitz, der Geist versinkt. Sie steht betroffen und erstaunt, faßt sich aber wieder: „Es war ein trüglich Bild der Hölle," sagt sie,

„Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn;
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken."

Das lautet fromm; es ist aber nur menschlicher Trotz und eitles Verlangen nach glorreicher Vollendung ihrer

Unternehmungen. Sie könnte und sollte belehrt sein; das „trügliche Bild der Hölle" hat sie durch seine bloße Berührung gelähmt. Aber des Menschen eigensüchtiger Wille und Glaube ist so groß, daß er sich selbst durch die objectivsten Thatsachen und evidentesten Erfahrungen nicht widerlegen läßt. Die Jungfrau erinnert hier an Wallenstein, nur daß dieser auf einem so wahnsinnigen Subjectivismus beharrt, Johanna aber sich nur momentan zu dieser Höhe erhebt, die in Wahrheit ihr tiefstes Sinken ist. In diesem Augenblicke, der den verhängnißvollen Wendepunkt ihres Schicksals bildet, tritt der schöne Lionel auf und fordert sie zum Kampfe heraus. Jetzt empfindet sie eine neue, ihr bis jetzt ganz fremde Schwäche. Sie ist als Weib einem Manne gegenüber schwach, unselbstständig, willenlos, einem Manne, der noch dazu ein Feind ihres Volkes und Landes ist. Den hätte sie der Consequenz nach eben so zu tödten, wie sie die Anderen getödtet, namentlich den jungen Walliser, der sie um sein Leben gefleht und dem sie, wie sie sich selber rühmte, gleichwohl so erbarmungslos dem Tode geweiht. Sie thut es nicht; sie läßt ihn entrinnen. Dies Verbrechen scheint nicht so groß zu sein. Johanna kann uns so vielmehr menschlich und weiblich liebenswürdiger erscheinen, als da, wo sie so ausnahmslos nur Alles umbringt, was ihr im Gefechte begegnet. Aber die Sache liegt so. Früher als Werkzeug göttlicher Kraft und Macht war sie

über die persönlichen und geschlechtlichen Beziehungen wunderbar emporgetragen; sie brauchte sich gegen die Liebe nicht zu wehren; sie hatte Abneigung und Abscheu davor. Jetzt, da sie durch Stolz und Selbstüberhebung mit dem Göttlichen, das durch sie wirkte, in faktischen, wiewohl unerkannten, Widerspruch getreten, ist sie der Menschheit zurückgegeben und erfährt jede Art von Schwäche und Demüthigung.

Der verhängnißvollste Schlag auf ihr Haupt wird beim Krönungsfeste geführt. Hier klagt sie der eigene verblendete Vater an; der Donner scheint die furchtbarste aller Beschuldigungen zu bestätigen; sie stürzt von ihrer schwindelhaften Höhe in die äußerste Schmach, in das tiefste Elend hinab. Der schwarze Ritter hat Recht gehabt. Hätte sie ihm gehorcht! —

Aber das ist zugleich die Reinigung, ist eine neue innere Erhebung, ist die Verklärung Johanna's zur Heiligen. Sie duldet Alles stumm; ein Wort kann sie retten, sie spricht es nicht aus; „sie unterwirft sich schweigend dem Geschick.“ Diese Selbstdemüthigung löscht jene erste ursprüngliche Schuld der Selbsterhebung und der hochfahrenden Ueberschreitung ihrer Mission aus: sie stellt ihre ganze Seelenschönheit wieder her, und so ist ihr Ende ein edles, großes und herrliches. Noch fürchtet sie sich als Gefangene vor dem Zusammentreffen mit Lionel. Aber wie sie ihm gegenüber steht und er sie seiner Liebe und seines Schutzes

versichert, da ist sie wieder ganz die Alte, nur ihres Berufes Eingedenke, über alles persönliche Interesse Erhabene. Sie ist wieder Prophetin, sie schaut in die Zukunft. Sie wird mit dreifachen Banden gefesselt, und sie zerreißt sie und stürmt in die Schlacht hinaus, um sich, zum letztenmale siegend, zu Gunsten Frankreichs zu entscheiden.

Diese Tragödie ist somit ganz in christlichem, in katholischem Sinn und Geiste entworfen und durchgeführt. Denn die Demuth ist die Haupt- und Grundforderung dieser Religion; ihren Principien und Anschauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienste ihren Werth, haben keine religiös moralische Bedeutung mehr, sondern verwandeln sich vielmehr in Schuld und Sünde, sobald sich im Menschen das finstere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zu Folge Entsündigung, Rückkehr zur Unschuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöser Selbstverneinung zu Stande.

3.

Es scheint nöthig zu sein, auch noch einige Worte über den Anfang des Stückes, den Zauber- und Wunderbaum, den Vater der Jungfrau und dessen oppositionelles Verhältniß zu ihr zu sagen — Momente, die erst von dem angegebenen Standpunkt aus vollkommen begreiflich sind.

Thibaut verfährt sehr hart und ungerecht gegen seine

Tochter, deren Wesen seinem beschränkten Geiste unverständlich ist. Dennoch hat er nicht ganz Unrecht; er betrachtet die Sache nur höchst einseitig, von seinem inferioren Standpunkt aus; er hat kein Auge für den überwiegend lichten Bestandtheil dieser wunderbaren Erscheinung und wirft sie daher ganz nur auf die finstere Seite hinüber. Dieselbe hat jedoch im Anfange etwas wirklich Zweideutiges, welches sich äußerlich in dem Baume darstellt, unter welchem Johanna ihre Inspirationen empfängt und ihre Gesichte hat. Thibaut bezeichnet ihn als einen altheidnischen Druidenbaum, von welchem man sich schauerliche Dinge erzähle und wo er selbst einmal ein schreckhaftes Gespenst erblickt. Johanna dagegen vernimmt die Stimme Gottes aus ihm:

„Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin, du sollst auf Erden für mich zeugen.“ ꝛc.

und in ihrer Erzählung vor dem Könige schreibt sie ihm Heiligkeit und wunderthätige Kräfte zu.

„— — — — Vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschehen;
Und eine heilige Eiche steht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.“

Da erscheint ihr denn auch die Mutter Gottes. Es sind also an dem doppelt wunderbaren Orte zwei Elemente vorhanden, erstlich das natürlich mystische, wie es uns heutzutage unter dem Namen des Magnetismus, Somnambulismus, Hellsehens bekannt ist, ehemals aber als Heidenthum, Zauberei und Höllenspuk betrachtet und verworfen wurde; und dann das höhere, himmlische, gegen welches sich jenes erstere allerdings die Stellung des Gegensatzes geben kann, doch nicht nothwendig nur diese Stellung einnimmt, vielmehr von ersterem gern zu seiner irdischen und menschlichen Basis gemacht zu werden pflegt. Diese beiden Elemente walten ebenso in Johanna selbst; sie ist schon gleich von vorn herein eine geniale, tiefe, mystische Persönlichkeit; die Gnade und Erwählung von oben kommt hinzu und macht diese eigenthümliche, gehaltvolle Natur zu ihrem Träger und Organ. So sind die beiden Elemente noch in Einheit; doch kann natürliche Begabung und Energie mit dem höheren Elemente auch in Widerspruch gerathen und dann allerdings einen dämonischen Charakter annehmen. Nur das Naturmoment sieht Thibaut und kann es sich nur in solcher Trennung und Ausartung denken. Dasselbe nimmt in Johanna späterhin auch wirklich einen in's Dämonische spielenden Charakter an; und in dieser Beziehung ist die Anklage des Vaters, wenn auch noch so einseitig und noch so falsch im Ganzen, doch nicht ohne eine gewisse Wahrheit.

Gleich Anfangs beschuldigt er das schöne, hochbegabte, sich durch ihr eigenthümliches, superiores Wesen auszeichnende Mädchen des Hochmuthes:

„Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit. Weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wundergaben sie gesegnet
Vor allen andern Mädchen dieses Thales,
So nährt sie sündigen Hochmuth in dem Herzen;
Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeist die Menschen faßt."

Das ist wirklich der gefährliche Punkt. Thibaut hat jetzt noch kein Recht zu seiner Beschuldigung. Aber die Möglichkeit, daß sich jene Eigenschaft entwickle, ist immerhin schon jetzt vorhanden und wird späterhin zur Wirklichkeit. Schon nachdem sie den jungen Montgomery getödtet, der sie umsonst um sein Leben gefleht, belauschen wir sie in einem selbstgefälligen Monolog.

„Erhabene Jungfrau! Du wirkst Mächtiges in mir,
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Das Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du."

Und sehr bedenklich ist es, wenn sie sagt:

„Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist."

Der ängstliche Vater hatte sie auch vor den bösen Mächten gewarnt:

„Leicht aufzureizen ist das Reich der Geister;
Sie liegen harrend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf."

Bei jenen Aeußerungen der romantischen Amazone glaubt man zu fühlen, daß dies unheimliche Reich in der That aufgereizt und in Wirksamkeit sei; was ihr das wie von selbst mordende, nie fehlende Schwert beseelt, ist doch wohl kein guter Geist. Dieser Dämonismus gefährdet ihre Seele wirklich im höchsten Grad; und Thibaut, der in der Größe und Herrlichkeit seiner außerordentlichen Tochter irrthümlich Nichts als diesen Dämonismus sieht und deßhalb mit so entsetzlicher Anklage wider sie auf den Schauplatz tritt, ist doch das Werkzeug, durch welches der Himmel über seine Prophetin eine heilsame, läuternde Buße verhängt. Nun treten jene beiden Elemente wieder in ein harmonisches Eins zusammen; und wenn sie Anfangs zwar verknüpft, aber scheidbar waren, so machen sie jetzt, nachdem Johanna sich dem über sie ergangenen Geschick unterworfen und sich auf diese Weise von den selbstischen Regungen ihres irdischen Wesens befreit hat, eine nicht mehr zu trennende Einheit aus.

4.

Schließlich noch einen Blick auf die Auslegungen und Auffassungen Anderer:

„Der schwarze Ritter ist natürlich nicht Talbot's Geist, sondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerspenstiger Geist, heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhle, um ihr das Herz im Busen zu erschüttern. Es ist der höllischen Macht ge-

lungen, Johanna ist erschüttert, betäubt.“ So Palleske[1]). Das Alles ist nicht wahr. Daß der schwarze Ritter Talbot's Geist sei, darauf führt der Dichter selbst hin, da er ihm Talbot's deutlich erkennbare Gestalt verleiht. Dieser Geist lügt und betrügt nicht. Alles, was er sagt, erweist sich als wahr und gut. Johanna ist endlich auch nicht erschüttert und betäubt, indem sie nur einen Augenblick lang stutzt und dann wieder ganz in ihrer trotzigen Kraft und Größe dasteht. Wir haben oben ihre Worte angeführt. Besser hat Hoffmeister[2]) interpretirt. „Talbot erscheint als Geist, um faktisch das Wort zu widerlegen, daß von dem Menschen Nichts übrig bleibe, als eine Handvoll Staub. Das Schemen ist, wie der Schatten im Homer, dem Lebenden ähnlich“ u. s. w. Das ist vortrefflich bemerkt. Dann kommt aber gleich wieder eine unbegreifliche Ausdeutung. Der Geist spricht Wahrheit, nur Wahrheit; aber warum? Um die Jungfrau an sich selbst irre zu machen. Sie erkennt diese Absicht:

„Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen“ ꝛc.

So Hoffmeister. Aber was die Jungfrau jetzt sagt, ist kein Orakel mehr. Ehemals war es anders; da konnte sie sagen:

„Der Länder und der Könige Geschick,
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick.“

---

1) Schiller's Leben. II. S. 357.

2) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

Diesen Kindesblick hat sie eingebüßt; sonst würde sie erkennen, daß der Rath des schwarzen Ritters gut für sie sei, würde ihn nicht zu ihrem Unglück für ein falsches Orakel erklären. Wenn sie, wie sie jetzt ist, „an sich irre gemacht" würde, so käme sie wieder in's rechte Geleis. Das aber kann der Geist nicht wollen, wenn er ein absolut böser ist; dazu wollte nun einmal Schiller seinen Talbot nicht machen. Als Geist mußte er von seinem früheren Unglauben zurückgekommen sein; denn wenn dieser Unglaube Recht gehabt hätte, so könnte Talbot nicht mehr als Geist existiren. Er erkennt als solcher auch Johanna's wahres Wesen; er sieht zugleich auch ihren inneren Fall, so wie die äußere Gefahr, in der sie schwebt. Er ist jetzt die superiore Intelligenz, das höher gestellte Wesen. Daß er jetzt mehr ist, als sie, beweist er auch dadurch, daß er sie durch seine Berührung erstarren macht. Und da die Jungfrau in ihrer jetzigen Selbstüberhebung mit den Bewohnern des Lichtreiches in keiner Verbindung mehr steht, so übernimmt er es, sie zu warnen. So hat Schiller in die Geisterwelt hinübergedichtet, ob mit oder ohne Grund, das haben wir nicht zu untersuchen. Wir haben hier nur seine Idee zu erkennen und auszusprechen; und diese erscheint uns großartig und bewundernswürdig.

---

1) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

5.

Was man zu tadeln versucht sein könnte, ist nur Eins. Schiller hat seinen Deutschen, hat der Welt zu viel zugetraut, wenn er wollte, daß seine „Jungfrau," so wie er sie hingab, sofort auch gehörig verstanden werden solle. Hat man sie einmal begriffen, übersieht man die ganze planmäßige Anlage und Durchführung, erkennt man die Bedeutung des Ganzen, wie des Einzelnen, so scheint es vielleicht so schwierig nicht, zum Verständniß dieser Dichtung zu gelangen. Aber wie Viele sind bis jetzt darüber klar geworden? Wir haben ein Paar Beispiele von den bei Kunstrichtern und Auslegern, die sich mit der Schillerischen Poesie auf's Angelegentlichste vertraut gemacht, begegnenden argen Verstößen angeführt. Ob es Schillern nicht möglich gewesen wäre, durch einige deutlichere Winke dem Verständnisse dieses wichtigen Werkes nachzuhelfen, ob er das aus künstlerischen Gründen vermeiden zu müssen glaubte, ob er etwa deßwegen nicht verständlicher sein wollte, um einen allzu gefährlichen Sturm der Aufklärung zu verhüten, weiß ich nicht, und ich getraue mir nicht, darüber abzuurtheilen. Der Mann hatte jedenfalls eine schwere Stellung. Ich habe schon oben davon gesprochen, daß er seine „Jungfrau", um sich einigermaßen zu schützen, eine „romantische Tragödie" nannte, was man im Sinne eines vom Dichter nicht ernstlich gemeinten altchristlichen Wundermärchens auffassen konnte.

Hätte das Publikum gewußt und eingesehen, wie es Schiller meinte und was er eigentlich wollte, er wäre sofort verloren gewesen. Seine Absichten hätten mit der Zeit, bei weiterem Leben und Wirken, doch wohl an den Tag kommen müssen; und Gott weiß, wie es ihm dann gegangen wäre. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —[1])

6.

In einem Briefe der Reinwald (Christophine Schiller) vom 14. Oct. 1805 kommt folgende Stelle vor: „Seine (Schiller's) Jungfrau bleibt meinem Herzen doch immer das Liebste. Ich weiß nicht, es ist ein verwandter Geist darin, der mehr, als alles Andere, zu meinem Herzen spricht. Ich kann ihn mir in derselben noch mehr vergegenwärtigen; und dann träume ich von ihm, weil ich sie meist in der Stille der Nacht lese [2])." Diese zartsinnige Frau hat sich das Werk ihres großen Bruders wohl nicht so ausgelegt und allen seinen Momenten nach so klar gemacht, wie wir hier zu thun versucht haben. Aber sie hat es sich mittelst eines tiefen und richtigen Gefühles angeeignet und es auf diese Weise wohl besser verstanden, als ein mit all seiner Weisheit

1) Hier ist eine Stelle unterdrückt.

2) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern ꝛc. Stuttgart 1859. S. 319.

im Dunkel tappender und gröblich irrender Kritiker [1]). Daß es Schiller recht eigentlich aus sich selbst herausgeschrieben, daß es das Produkt seines Herzens gewesen, und daß er ihm deßhalb auch einen dauernden Werth beigelegt, hat er selbst in dem Gedichte ausgesprochen, wo er seine „Jungfrau“ der Voltairischen Pucelle entgegenstellt:

„So wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz; du wirst unsterblich leben.“

---

1) Vergl., was Alfred v. Wolzogen in der Vorrede zu den „Beziehungen“ S. VI f. über Christophine Schiller sagt.

D.

Verstand und Wunderglaube.

„Pucelle" und „Jungfrau von Orleans."

Ich rede hier von jenem rationalistischen Verstande, welcher sich mit dem vornehmeren Namen „Vernunft" zu schmücken pflegt, und als Vernunftglaube oder Vernunfterkenntniß dem Wunderglauben des Alterthums und des Volkes polemisch entgegentritt. Er hat sein unbestrittenes Recht dem wirklichen Aberglauben und Glaubensunsinn gegenüber. Denn wer wollte nicht einräumen, daß es einen solchen gibt; wer wollte und könnte Alles für wahr halten, was von irgend einer Zeit, Religion oder Person angenommen und anzunehmen geboten wird? Es gibt keinen vernünftigen Menschen, der nicht eine Masse von dem, was Anderen wahr und wirklich scheint, von seiner Anerkennung ausschließt. Und so halten auch wir in gewissem Maße an dem rationalistischen Principe und seinem polemischen Rechte fest. Es handelt sich aber darum, wie weit sich dieses Recht erstreckt. Rationalistisch im gemeinen Sinne

des Wortes ist derjenige, der alles Wunderbare, ja selbst nur wunderbar **Aussehende** kurzweg und unbedingt als etwas Ungereimtes betrachtet und verwirft. In diesem Sinne können wir natürlich dem Rationalismus nicht huldigen. Wir machen, wenn wir einen wirklichen Glaubensunsinn vor uns sehen, von der Befugniß rationeller Kritik und Negation, hingegen der uns ihre erlaubten Grenzen zu überschreiten scheinenden Ratio gegenüber von der Freiheit Gebrauch, an das unserem Sinne für höhere Dinge entsprechende Wunder zu glauben. **Und wir thun dies in Uebereinstimmung mit den ersten und anerkanntesten Dichtern, Denkern und Bildungsheroen unserer Nation.**

Was will, was thut der Rationalismus, indem er seinen das menschliche Gemüth so tief verletzenden Vernichtungskrieg wider Glauben und Wunder führt? — Seine Absicht ist, **das menschliche Bewußtsein auf die gemeine Wirklichkeit zu beschränken.** Damit tritt er feindlich aller Poesie und allem poetischen Sinn, Geist und Leben der Menschheit entgegen. Denn die Poesie kann sich in diese Schranken nicht einschließen lassen, sich der Kritik und Tyrannei einer so abstrakten Verständigkeit nicht unterwerfen. Es liegt in ihrem Wesen, darüber hinauszugehen; und so muß sie sich auch wieder feindlich gegen den dies ihr Wesen aufhebenden, sie zur Prosa des gemeinen Bewußtseins

herabsetzenden Rationalismus verhalten. So haben sich denn auch unsere deutschen Classiker gegen ihn gekehrt und sich des von ihm negirten Wunders angenommen. Göthe und Schiller sind, wenn ich so sagen darf, poetische Miraculisten, und Feinde des mirakelfeindlichen Rationalismus. Als Repräsentant des Letzteren wird der bekannte Aufklärer Nicolai auf dem Blocksberg in Göthe's Faust unter dem Namen „Proktophantasmist" verspottet. Noch ausdrücklicher und methodischer tritt Schiller's Polemik auf. So namentlich in Beziehung auf Voltaire's Pucelle und durch die begeisterte Schöpfung der die romantische Wunderwelt entfaltenden „Jungfrau von Orleans."

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben."

Es ist hier dasselbe ausgesprochen, was wir oben bemerkt. Der „Witz" ist die ratio des rationalistischen Fanatikers, der gemeine Menschenverstand, der zwar in seinem Rechte ist, indem er den „Wahn", den wirklichen Aberglauben, bekriegt, aber in seinem Unrechte, indem er den „Glauben" verletzt, und dem „Herzen" seine „Schätze" raubt. Unter diesem Glauben ist die Annahme einer höheren Ordnung der Dinge, als die gemeine ist, die dem Verstande als die einzige gilt, und des diese Letztere poesievoll unterbrechenden

Wunders gemeint. Das Herz ist der poetische Menschensinn, der sich mit der gemeinen Wirklichkeit, in die ihn der Rationalist so gewaltsam hineinzustoßen unternimmt, nun einmal nicht begnügen will; und die Schätze desselben sind die von ihm als wahr und wirklich angeschauten Dinge einer über die gemeine Realität hinausliegenden höheren Welt. Als ritterlicher Vertreter dieses Glaubens und Herzens, als dichterischer Bewahrer dieser Herzensschätze trat Schiller offen und ungescheut insbesondere in seiner Johanna auf. Und das war eine große That, eine in Beziehung auf den poetischen Sinn und das tiefe Gemüth unseres Volksstammes ächt deutsche, sofern aber der Katholicismus recht eigentlich die Heimath jenes Glaubens und Herzens ist, zugleich auch ächt katholische That. Hier erkenne man doch endlich, wie Deutschthum und Katholicismus, diese angeblich so disparaten Elemente, zusammenhängen, und wie im Grunde kein Land der Welt katholischer, als Deutschland, ist. Dort in dem katholischen Frankreich wurde die nationale Glaubensheldin verspottet und, wie Schiller selbst sich ausdrückt, im tiefsten Staube gewälzt. Und hier in dem protestantischen Deutschland, dem Lande der Luther und Melanchtone, der Strauße und Feuerbache, trat, — wie auffallend! — der deutscheste und als solcher anerkannteste und gefeierteste Dichter als ihr Ritter und Verherrlicher auf.

E.

Der Dichter ein Seher.

Daß Schiller etwas Seherisches d. h. unmittelbar und ohne die dem Menschen sonst nöthige Hülfe der Sinne und des Verstandes Erkennendes gehabt, bezeugen Thatsachen, wie folgende sind.

Als er sich zu Bauerbach aufhielt, und hier einmal auf einem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald hinwandelte, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben sei. Kurz darauf begann der Verwalter des Gutes, der ihm folgte, von einer Mordthat zu erzählen, die auf diesem Platze vor Jahren an einem Fuhrmann begangen worden, dessen Leiche hier eingescharrt sei [1]).

Zehn Jahre vor Napoleon's Kaiserkrönung sprach Schiller folgende Weissagung aus:

„Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen; und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben S. 31.

vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird [1])."

Welch ein Blick in die Zukunft! Es ist, als hätte sich dem Geiste des Mannes die ganze folgende Geschichte Frankreichs und Europa's bis zu den bezeichneten, damals noch fernen Ereignissen dargestellt. Sind so gut auch Staatsmänner und Diplomaten zu weissagen im Stande? Ich erinnere mich, wie einst Herr von Radowitz von Paris die bestimmte Versicherung mitbrachte: Nie sei der Julithron fester gestanden, als jetzt. Sechs Wochen darauf brach die Revolution aus, und der Julithron stürzte dahin. Schaut daher nicht so vornehm auf den träumerischen Poeten herab, der wunderliche, zur Zeit unglaubliche Dinge sagt! Poet und Prophet sind aus einem und demselben geistigen Stoffe gebildet.

Hoffmeister [2]) schreibt: „Schiller hatte eine wahrhaft göttliche Divinationsgabe, durch die er den flüchtigen Geist von Kunstwerken ergriff und tief in die Seele ihrer Verfasser blickte. „„Ich freue mich,"" schreibt Göthe, als Schiller den Elpenor trefflich charakterisirt hatte, ohne zu wissen, daß es ein Göthe'sches Werk sei, „„wie so oft schon, also auch in diesem Falle über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befinden

1) Schiller's Leben S. 241.

2) Daselbst IV. S. 193.

mochte, als ich vor sechszehn Jahren diese beiden Akte schrieb und die Ursache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt sich nun auch denken.""

Wie prophetisch sich Schiller kurz vor seinem Tode in einem Gespräche mit dem Schauspieler Genast, über den Ausgang seiner und des gleichzeitig leidenden Göthe Krankheit geäußert, erzählt der eben genannte Schauspieler in dem unten citirten Buche [1]). Dem Freunde weissagte Schiller, trotz gefährlich erscheinender Umstände, Genesung, sich selbst den Tod.

Göthe's seherische Natur ist bekannt; er selbst hat Mehreres darüber mitgetheilt. Ich führe hier nur einen Zug an, der sich auf Schiller bezieht.

Den Morgen des Neujahrstages 1805 schreibt ihm Göthe ein Gratulationsbillet. Aus seiner Feder fließen unwillkürlich die Worte: „Der letzte Neujahrstag." Er erschrickt und zerreißt das Blatt. Als er das Briefchen von Neuem schreibt, kann er sich auch jetzt kaum enthalten, den ominösen Ausdruck zu gebrauchen. Denselben Tag besucht er Frau v. Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde [2]).

---

1) „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers;" Leipzig. Und daraus: Pletzer, „Erinnerungen an Schiller und Göthe" im Bremer Sonntagsblatt vom 3. August 1862. S. 255.

2) Palleske II. S. 406.



F.

Schiller's Charakterisirung in der „Gartenlaube."

Ich erinnere mich, wie weh es mir that, als ich in einem Gedichte von Herwegh die Worte las:

„Was soll uns jetzt noch Schiller oder Göthe?"

Auf diese Dichter noch irgend einen Werth zu legen, war damals ein lächerlicher Zopf geworden. Die Stimmführer der Gegenwart waren über alle solche Verehrung und Pietät unendlich hinaus; es handelte sich um ganz andere, weit wichtigere und werthvollere Persönlichkeiten und Repräsentanten der Zeitideen und Zeitinteressen, um sie selbst nämlich. Als aber die Revolution so schmählich mißglückt war, als namentlich der stolze Dichter der Partei, der große Herwegh, unter dem berühmten Sprützleder versteckt, die schimpfliche Flucht ergriffen und dadurch zum allgemeinen Gelächter geworden war, da zog man wieder etwas modestere Saiten auf; da sah man sich wieder nach anderen, älteren

Haltpunkten und Autoritäten um; da warf man sich, weil man ein Idol brauchte, mit forcirter Begeisterung und Leidenschaft auf den früher so tief verachteten, so ausdrücklich für antiquirt erklärten Classiker — und es gelang. Die edle Gestalt desselben verfehlte ihren Eindruck nicht; der wirkliche Grund, den er im Herzen des Volkes gefaßt, that seine Dienste und stützte und hob nach Wunsch und Bedarf das demokratische Gebahren jenes Zeitmomentes, wie ich es in Frankfurt a. M. mit angesehen habe. Die demselben dienenden Zeitschriften bearbeiteten das Volk in Artikeln und Aufsätzen, wie sie namentlich „die Gartenlaube" brachte. Wer wissen will, wie Schiller damals gefaßt und dargestellt wurde, dem empfehle ich die nicht den Dichter, wohl aber die Partei charakterisirende Schilderung, die dort in Nr. 46. des Jahrganges 1859 unter der Aufschrift: „Schiller's Bedeutung für das deutsche Volk" zu lesen ist. Es wird das Bild eines poetischen Schwärmers für politische Freiheit und deutsche Nationalität vorgeführt. Das soll seine nationale Bedeutung sein. Schiller war dieser Fassung nach der unverändert Eine, sich selbst Gleiche von Anfang bis zu Ende seiner Entwicklung und Laufbahn — nicht etwa nur in dem Sinne, in welchem er es wirklich war und auch für uns ist, als der stets edel und großartig Gesinnte und Bestrebte, in jeder Periode seines Lebens nur das Wahre, Gute, Rechte Wollende und rein nur

seiner Ueberzeugung Folgende; sondern auch in Hinsicht seiner politischen Ansichten, als Revolutionär, Demokrat, Volksaufreger; denn dies gewesen zu sein, ist sein einziges Verdienst, sein einziger Ruhm bei diesen Leuten, und davon durfte damals, als man ihn zum nationalen Götzen machte, Nichts abgebrochen werden. „Er war der Dichter der Freiheit, die sich wie ein rother Faden durch seine Werke, vom ersten bis zum letzten zieht. Mit dem Motte: In tyrannos, eröffnete er in den Räubern den Kampf; Karl Moor ist der revolutionäre Geist des Jahrhunderts selbst 2c. [1]).“ Von dem Schillerischen Ausspruche:

---

1) Die „Räuber“ und das ihnen von Schiller vorgesetzte Motto hat man auch wieder 1862 bei dem Frankfurter Schützenfest zur Sprache gebracht; Dr. Görz hat es in einer daselbst am 18. Juli gehaltenen Banketrede als einen Ausdruck des deutschen Geistes bezeichnet. Hiernach wäre also der deutsche Geist mit dem allgemeinen europäischen Revolutionsgeist identisch, der sich zur Zeit der Entstehung jenes Dramas entwickelte; etwas Besonderes wäre dann dieser deutsche Geist nicht. Das soll er aber auch, der Absicht dieser Leute nach, nicht sein. Unter den euphemistischen Ausdrücken: „deutscher Geist, deutsches Vaterland, deutsche Einheit“ wird Nichts verstanden, als Empörung und Anarchie. Das Nationalitätsprincip in dieser Art als Fahne aufzustecken, ist absolut heuchlerisch und lügenhaft. Die Revolutionen unserer Zeit haben keinen national beschränkten und particulären, sondern einen ganz allgemeinen Sinn und Zweck.

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume“ und ähnlichen solchen, verlautet natürlich nicht ein Wort. Es wird dann noch Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Jungfrau, Tell genannt, und in demselben Sinne ausgebeutet. Von Allem, was sich nicht unter den revolutionären und patriotischen Gesichtspunkt stellen läßt, wird geschwiegen. Dichtungen, wie die Glocke, Maria Stuart, Braut von Messina, Menschenfeind, Demetrius — ceciderunt in profundum mare; dafür hat Herr M. R., wie er sich unterschreibt, kein Gedächtniß und auch das deutsche Volk soll keines dafür haben. Memoriae Ruina wäre eine gute Auslegung jener Chiffer. Am merkwürdigsten aber ist, wie dieser demokratische Panegyrist mit den Dramen der Schillerischen Conversionsperiode umspringt, deren er doch noch zu gedenken für nöthig hält. Die „Jungfrau“ ist nicht gerade deutsch, das Stück spielt zum Unglück auf französischem Boden; aber n'importe! Es war gleichwohl, wie es wörtlich heißt, „vorzugsweise die deutsche Nation, die Schiller im Auge hatte, obgleich er die Geschichte seines Dramas, sei es Zufall oder weise Absicht, dem französischen Boden entlehnte.“ Es ist wirklich so; es steht so da, schwarz auf weiß; man sehe, wenn man's nicht glauben will, selber nach! Und dann, wie Herr M. R. bemerkt, ist Johanna aus dem Volk hervorgegangen; es fließt kein adeliges, aristokratisches,

fürstliches Blut in ihren Adern; darum ist das Stück ein demokratisches Volksstück, und bedeutet: Nicht durch Adel und Fürsten, sondern nur durch das Volk, d. h. durch den Aufstand der unteren Schichten der Gesellschaft, die der Demagoge gegen die oberen hetzt, kann Rettung kommen. Fatal ist der Umstand, daß die Jungfrau gar nicht revoltirt, sondern im Gegentheil ihren König krönt und mit Fürsten und Rittern im besten Vernehmen steht. N'importe! Sie bedeutet dennoch die Pöbelrevolution, sie muß! Was den Schillerischen Tell betrifft, so wird dieser eben so wunderbar ausgedeutet. Dieses Stück soll lehren, daß es nicht auf den Einzelnen, so bedeutend er auch sein möge, sondern auf das Volk, das Ganze d. h. auf die wüthige Menge und Masse ankomme. „Das Volk selbst," heißt es, „muß zum Helden werden in dem Drama seines Freiheitskampfes!" Man sollte zwar denken, daß Schiller gerade auf den Einzelnen — auf diesen Tell, als dieses bestimmte Individuum, das Gewicht gelegt und gar nicht die Absicht gehabt habe, ihn der Masse zu opfern, da er das Werk nach ihm benannt hat, da er ihn so abgesondert für sich stehen und auf dem Rütli nicht mittagen läßt [1]), und da er in dem Stücke so ausdrücklich als derjenige bezeichnet wird, der als dieser Einzelne und Besondere

1) „Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge", sagt sehr bedeutsam Baumgarten.

der allgemeine Helfer und Retter sei [1]). Man sollte denken, daß die Beseitigung Geßler's, des mächtigsten Landvogtes, über welchen die auf dem Rütli Tagenden Nichts zu beschließen wagen [2]), so gar unbedeutend nicht sei und Schiller selbst sie als die Hauptsache betrachtet habe, da er seinen Helden nach dieser That rufen läßt:

„Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden."

---

1) So sagt Hedwig zu Stauffacher, der vom gemeinsamen Handeln spricht:

„Was könnt ihr schaffen ohne ihn? So lange
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung;
Da hatte noch die Unschuld ihren Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte.
Euch Alle rettete der Tell."

Das ist doch deutlich!

2) Siehe hierüber Hoffmeister, Schiller's Leben V. S. 170. Die Scene auf dem Rütli ist imposant, aber, was die Beschlüsse betrifft, schwach und ungenügend. „In Beziehung auf Geßler, der Landvogt von Uri und Schwyz war und mit welchem Stauffacher einen harten Stand fürchtet, wird Nichts beschlossen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden vorgesorgt und, indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigsten Vogtes festsetzt, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen." Es lag dies aber in des Dichters Absicht. „Tell sollte allein verrichten, worüber der ganze Bund rathlos war. Diese Rathlosigkeit macht Tell zum unersetzlichen Helden."

und da dann Stäffi zu Rudolf sagt:

„Euer Walten hat ein Ende; der Tyrann
Des Landes ist gefallen; wir erdulden
Keine Gewalt mehr, wir sind freie Menschen."

worauf Alle zusammenrufen: „Das Land ist frei." N'importe! Schiller hat gleichwohl gemeint, daß die große Individualität in der Menge und Masse untergehen müsse; denn diese ist die Kategorie, der Anker und Götze der demokratischen Partei, wiewohl sie am Ende doch nur dazu bestimmt ist, das blinde, tobende Werkzeug der „zweckentsprechenden Massenführer" zu sein, wie sich ein demokratisches Blatt ausgedrückt hat, und diese auf ihrer Schulter zum Gipfel der Macht und Gewalt emporzuheben.

Solche Darstellungen waren in jenen Tagen im Gange, solche Lügen, solchen Unsinn hat man dem deutschen Volke aufgetischt. Auch ich hätte bei dieser Gelegenheit der Gartenlaube einen Aufsatz anbieten können, man denkt sich wohl, wessen Inhaltes. Er wäre nicht aufgenommen worden; es wäre auch nicht thunlich gewesen, ihn abzudrucken; denn das vielgelesene Blatt hätte durch einen solchen Artikel, wenn sich derselbe auch bloß auf widerlegende Citate und Thatsachen beschränkt hätte, seine Partei erzürnt, sein Publikum erschreckt und seine Abnehmer verloren. Die Wahrheit ist ja gerade das, was man nicht will, was alle Absichten und Manöver der Partei vereitelt und was man

daher um jeden Preis unterdrücken muß. Hätte man unter den Aufsatz des Herrn M. R. mit dem defekten Gedächtniß nur ein paar Verse, wie folgende gesetzt, so wäre die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgegangen:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit hört man schallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,

Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Diese Verse sind so bekannt, daß es als eine Trivialität gelten kann, sie anzuführen. Um so unverschämter aber ist es, sie und ähnliche Aeußerungen Schiller's in einer Charakteristik desselben total zu ignoriren; und wir sind, wenn man sie auf solche Weise wegzuschweigen sucht, berechtiget und genöthiget, sie um so nachdrücklicher wieder in Erinnerung zu bringen.

Was die nationale Gesinnung betrifft, welche dem Dichterheros zugeschrieben wird, so hätte ich diesen süßen Brei ebenfalls widerlichst versalzen können. Man sehe die „Nachrichten von Schiller's Leben," die in der Ausgabe der Schiller'schen Werke, Cottaischen Verlages 1841. Bd. I. enthalten sind! Da werden S. XXV Aeußerungen dieses angeblich so bornirt patriotischen Poeten, wie folgende, angeführt:

„Das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges, kleinliches Idol, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stehen bleiben." So

hat sich Schiller selbst mit prosaischer Deutlichkeit geäußert. Seine wahre „Bedeutung für das deutsche Volk" ist die, daß er dessen beste und edelste Eigenschaften in so hohem Grade besessen, in seiner Person vereinigt, in seinen Werken ausgeprägt hat; daß sich in ihm und seinen Leistungen ein so scharf denkender Geist, ein so tief fühlendes Herz, ein so reiner Charakter, ein so kühner Muth offenbart; daß er uns als dieser seltene Mann und Genius so große Ehre macht, wie Göthe in dem bekannten Gedichte sagt:

„Denn er war unser. Laßt das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!"

Seine „Bedeutung für das deutsche Volk" ist gerade die, daß er keineswegs mit kindischem Enthusiasmus und fanatischer Ausschließlichkeit für dieses Volk geschwärmt, sondern mit ächt germanischer Universalität Alles umfaßt hat, was menschlich ist:

„Er war so reich, so warm,
Ein ganzer Weltkreis hatte
In seinem weiten Busen Raum,"

wie er selbst seinen Posa schildert. Es ist die, daß er, als der wahrhafteste und speciellste Repräsentant des deutschen Geistes, die destruktive Richtung, in welche derselbe mit der Reformation zu seinem äußeren und inneren Unglück verfallen war, in sich überwunden und sich, durch alle sein Volk und

ihn selbst beherrschende Verblendung hindurch, den Rückweg zum Positiven erarbeitet hat, so daß man sogar eine förmliche Rückkehr desselben zur katholischen Kirche für möglich und wahrscheinlich halten konnte.

Antikritische Erörterungen.

Einem Aufsatze der Augsburger Postzeitung gegenüber mit Rücksicht auf Schelling's Philosophie der Offenbarung.

Das deutsche Volk ist anerkannt das universellste; in Deutschland werden sich die Schicksale des Christenthums entscheiden. — — — — — Die Extreme ließen sich nicht abhalten, selbst nicht das atheistische. Aber von diesem Aeußersten hat der Geist den Rückweg gefunden, nicht zu einer unbestimmten Religion überhaupt, sondern zum Christenthum in seiner ganzen Bestimmtheit, und so, daß das Menschengeschlecht in eben diesem (dem Christenthume) von nun an zugleich seine höchste Wissenschaft besitzt.

Schelling.

1.

Ueber eine Abhandlung meines zweiten Mansardenheftes mit der Ueberschrift: „Triadologische Studien," wo vorzugsweise jene apostolische Trias und ihr repräsentatives Verhältniß zur welthistorischen Entwicklung des Christenthums erörtert ist, hat sich in einem öffentlichen Blatte [1]) ein sachkundiger Beurtheiler theils billigend, theils zurückweisend vernehmen lassen. Er nennt meine Abhandlung „eine Art von Programm für den Katholicismus der Gegenwart" und spricht damit kurz und treffend aus, was mir allerdings vorgeschwebt, nur daß ich mir eine solche Begriffsbestimmung und Ausdrucksweise nicht selbst erlauben durfte. Ich konnte meine, wenn auch auf objektive Gründe gestützte und für mich selbst den Charakter der Gewißheit tragende, Ansicht, doch nur als eine subjektive und individuelle hinstellen, nur sagen: „Das ist's, was meiner Meinung nach Noth thut und was jetzt kommen muß, wenn einem höchst wesentlichen

1) Beilage zur Augsburger Postzeitung vom 2. u. 4. April 1862. Nr. 27. u. 28.

Nachtheile vorgebeugt werden soll," und dann abwarten, wie man sich von Seiten der kirchlichen Allgemeinheit dazu verhalten werde. Es ist von der denkenden Behandlung und Darstellung des christlichen Glaubens- und Lehrgehaltes die Rede; es handelt sich um den Werth und die Nothwendigkeit dessen, was ich als das paulinisch-pneumatische Princip bezeichnete, namentlich in Beziehung auf die Gegenwart, in welcher die zeitgemäße Entwicklung dieses Princips innerhalb des kirchlichen Bewußtseins so unumgänglich nöthig zu sein scheint [1]). Hier spricht mein Kritiker seine Zustimmung in folgender Weise aus. „Wir sind," sagt er, „was die paulinische Richtung betrifft, mit Daumer so ziemlich einverstanden." Ferner: „Wenn berechtigte Elemente aus dem kirchlichen Organismus ausgeschieden werden, so constituiren sie sich als Sonderorganismen; und wir möchten nicht läugnen, daß die oft gewaltigen Folgen ihres antipodischen Strebens wesentlich Denjenigen als Schuld angerechnet werden müssen, die an die Stelle katholischer Universalität engherzige Negation gesetzt." Das sind werthvolle Aeußerungen. Ich will die katholische Universalität, den ganzen Ka-

1) Man sehe, was hierüber — nur daß er dieses Princip nicht als das paulinische, sondern als das johanneische bezeichnet — sehr richtig und treffend Schelling sagt; Philos. der Offenbarung, sämmtliche Werke IV. S. 234. 296.



tholicismus, in welchem als Moment, als wesentlicher Bestandtheil, nicht nur das Sein, Wollen, Thun, Glauben, Hoffen, Trauen, Lieben, ekstatisch momentane und individuelle Schauen, sondern auch das Denken, Forschen, Wissen und mittheilbare Erkennen, durch welches der christliche Glaubensgehalt zum allgemeinen, sicheren Besitze des menschlichen Geistes zu werden hat, enthalten sein muß [1]). Für das letztere aber ist Paulus der hervortretende apostolische Repräsentant. Ich habe ihn daher als den speciellen Träger des pneumatischen Princips bezeichnet, indem ich Pneuma, Geist, in dem Sinne nahm, in welchem Christus den Geist verheißt, der seine Gläu-

1) „Das Christenthum macht Anspruch auf allgemeine Anerkennung, die ihm aber nur auf dem Wege der Wissenschaft zu Theil werden kann; denn wissenschaftlich klare Einsicht allein ist es, was die verschieden geartetsten Menschen zusammenbringt und vereiniget." Schelling a. a. O. S. 234. „Auf den von Christo gelegten Grund sollte ein allmählich alles Menschliche umfassender Bau aufgeführt werden und, wie der Apostel sagt, zu einem heiligen Tempel wachsen" u. s. w. „Die Erkenntniß, in welcher die christliche Welt zu wachsen hatte, sollte nicht wieder eine Erkenntniß der Art sein, wie die den Aposteln durch Offenbarung (durch ein besonderes Verhältniß) zu Theil gewordene; sondern eine solche, die unter allen Umständen, zu allen Zeiten und Orten dem Menschen möglich und zugänglich wäre, kurz allgemein menschliche, darum auch freie, wissenschaftliche Erkenntniß." Daselbst S. 296.

digen in alle, d. h. in die ganze, vollkommene Wahrheit leiten soll, in welchem Paulus selbst von dem Geiste spricht, der alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, forscht. Was nun aber den Widerspruch betrifft, der mir in jener Kritik entgegentritt, so seien mir zur Vertheidigung meiner dadurch nicht erschütterten Ansicht und Ueberzeugung folgende antikritische Erörterungen gestattet!

2.

Man hat die drei großen Apostel bekanntlich in der Art geordnet, daß Petrus die erste, Paulus die zweite, Johannes die dritte Stelle einnimmt. Der Sinn ist der, daß dadurch drei Principien, Potenzen, Momente des allgemeinen christlichen Wesens und Lebens und seiner geschichtlichen Entwicklung typisch vorgezeichnet sein, und so diesen drei Aposteln drei welthistorische Perioden entsprechen sollen, indem die katholische Kirche als die petrinische, die protestantische als die paulinische, und eine noch zu erwartende, die Kirche der Zukunft, als die johanneische bestimmt wird. Dabei wird eine Stufenreihe und historische Aufeinanderfolge in aufsteigender Richtung angenommen, indem ein Princip nach dem andern, eine Kirche nach der andern mit jedesmaliger Antiquirung der früheren Erscheinung und ihrer weltgeschichtlichen Rolle auftreten, und so die petrinische Kirche durch die paulinische, diese wieder durch die johanneische in den

Hintergrund gedrängt werden soll. Wenn hier also Petrus die erste Stelle einnimmt, so geschieht dies nicht in dem Sinne der Ueberordnung, nicht einmal in dem einer dem Werthe nach gleichen Beiordnung; Petrus stellt vielmehr nur die erste, anfängliche, d. h. unterste Stufe dar, von wo aus weiter fortgeschritten und emporgestiegen wird; Paulus und sein Princip erhält dann als Gegensatz zu Petrus den nächsthöheren Rang [1]); das Ziel, die Vollendung und höchste, abschließliche Wahrheit, zu welcher es die Entwicklung bringt und in welche der ganze Prozeß aufgeht, ist Johannes und die von ihm typisch dargestellte und anticipirte Gestalt des christlichen Kirchenthumes. Ich habe nun die Sache anders gefaßt; ich habe die Ordnung: Petrus, Johannes und Paulus aufgestellt und zwar in dem Sinne, daß dadurch drei gleich berechtigte Principien ihren Ausdruck erhalten, alle drei in einer und derselben (der katholischen) Kirche sich entfalten und darin lebens- und wirkungsvoll da sein sollen. Ich that so, wie ich ausdrücklich bemerkte, im Interesse des petrinischen, d. h. des katholischen Einheits-

1) „Paulus ist das Princip der Bewegung, Entwicklung, der Freiheit in der Kirche." Schelling a. a. O. S. 303. Petrus verhält sich dagegen als das „Stabile," die Bewegung Verneinende, was, als solches, auch wieder verneint werden muß. S. ebendaselbst und weiterhin S. 305 ff. 312 ff.



princips; ich wollte der Zertrümmerung wehren, wollte nicht zugeben, daß man der Kirche, in die ich eingetreten, von den drei großen Aposteln und den von ihnen vertretenen Momenten des christlichen Lebens und Bewußtseins zwei (Paulus und Johannes) hinwegreiße und ihr nur den einen Petrus lasse, der den Gegnern als das Symbol einer blinden, geistlosen, nur durch äußerliches Ansehen, Zwang und Gewalt zu schützenden und zu bewahrenden Einheit gilt, während in Paulus das fortbewegende, befreiende, protestantische Element, in Johannes das urchristlich-apostolische Vorbild des zu erwartenden positiven Resultates gesehen wird. Der Sinn meiner Construktion ist der, Alles in den Katholicismus selbst hinein zu verlegen, so daß einerseits die Zerstörung seiner organischen Integrität und Totalität durch eine gegnerische Geschichtsphilosophie abgewiesen, anderseits aber auch gefordert wird, jedem Bestandtheile des Ganzen und jedem darauf bezüglichen Bedürfnisse und Verlangen gerecht zu werden, damit wir unseren Gegnern sagen können: „Wir selbst sind Alles; die drei großen Apostel gehören sämmtlich uns selbst; die katholische Kirche in ihrer Totalität ist ein dreifach gegliederter Organismus und als solcher nicht nur petrinisch, sondern auch selbst schon johanneisch und paulinisch bestimmt, und euere Paulus- und Johanneskirchen sind nicht mehr nöthig zur Ergänzung des christlichen Kirchenthums."

Es wird jedenfalls einleuchten, daß ich es mit dieser Kirche so gut als möglich gemeint und daß es nur in ihrem eigenen Interesse war, wenn ich auf eine vollständige Entwicklung aller Principien und Momente des christlichen und kirchlichen Geistes und Lebens drang, da nur eine solche die Garantie eines ewigen Bestehens gibt und der oppositionellen Seite die sonst unbestreitbare Berechtigung entzieht, das Mangelnde auf ihre Faust zur Entfaltung und Darstellung zu bringen. Indem sich nun jener Kritiker hiemit „so ziemlich" einverstanden erklärt, zeigt er sich doch übrigens von den geschichtsphilosophischen Gliederungen, welche schon die mittelalterlichen Progressisten und dann in unseren Zeiten diejenigen, welche die Kirche der Zukunft wollen, aufgestellt haben, dermaßen eingenommen, daß er sie der von mir versuchten neuen Construktion gegenüber angelegentlichst zu retten und zu rechtfertigen sucht. Wenn Andere, namentlich Schelling, den ich zunächst vor Augen habe, die drei Hypostasen der göttlichen Trinität in der Art verglichen und in Anwendung brachten, daß in Petrus der Apostel des Vaters, in Paulus der des Sohnes, in Johannes endlich der des Geistes erblickt werden soll, so nahm ich dagegen die Ordnung: Petrus, Johannes, Paulus an, indem ich den ersten dem Vater, den zweiten dem Sohne, den dritten dem heiligen Geiste als apostolischen Vertreter zugesellte. Diese

Ordnung wird angefochten; mein Beurtheiler weist sie als verfehlt zurück und will, daß es bei jener früheren Bestimmung sein Verbleiben habe. Johannes sei der Apostel des Geistes; er stelle typisch die Vollendung, das Resultat des kirchengeschichtlichen Prozesses dar, ihm sei die letzte Periode zuzueignen.

Den Apostel Johannes und das, was er speciell vertritt und geltend macht, irgendwie in Schatten zu stellen, bin auch ich keineswegs geneigt und gewillt. Man sehe, was ich über ihn in meiner triadologischen Abhandlung gesagt und noch weiter unten bemerken werde. Er ist für mich der Apostel des Sohnes, und was mir der Sohn in der göttlichen Dreieinheit ist, das ist mir Johannes in der großen Aposteltrias. So wenig der Sohn für mich jemals seine Bedeutung verliert, so wenig kann Johannes eine irgendwie antiquirte Gestalt für mich sein. Aber so wie den dritten Platz in der Trinität gleichwohl nicht der Sohn, sondern der Geist einnimmt, so muß ich auch auf die dritte Stelle der großen Aposteltrias gleichwohl einen Andern, als Johannes setzen. Wenn die Trinität und der trinitarische Parallelismus, der hier seine Rolle spielt, wenn das urkirchliche Christenthum, das Zeitverhältniß, in welchem hier die sogenannte Ausgießung des Geistes und das Auftreten des heil. Paulus steht, zum Maßstabe der Beurtheilung genommen wird, so ist meine Ansicht offenbar die harmonischere, zwanglosere und consequen-

tere, während die Schellingische und die meines Kritikers wider das Dogma, seine analoge Anwendung in diesen Construktionen und den faktischen Gang der Dinge im neuen Testament entschieden ankämpft. Der Geist ist die dritte, vollendende Potenz; er wird als der „kommende, ausgehende, gesendete" bezeichnet. So lange Christus auf Erden wandelte, war diese Potenz in ihrer neutestamentlichen Erneuerung und eigenthümlichen Energie noch gar nicht da; der pneumatische Beistand, der sogenannte Paraklet, der in alle Wahrheit leitende Geist wird von Christus erst verheißen und erst dann nach Christi Scheiden über die Apostel „ausgegossen;" dann noch weiterhin endlich, also verhältnißmäßig sehr spät, entfaltet der Weltapostel, den ich für den speciellen Träger und Repräsentanten dieses universellen Princips erklärt, seine ausgedehnte Wirksamkeit, während Petrus und Johannes sogleich anfangs erlesen werden, von vorn herein da sind, als die bedeutendsten in der Apostelschaar dem Herrn zur Seite stehen und selbst noch nach dessen Abschied von der Erde eine Zeit lang zusammen ihre hervorragende Rolle spielen, bevor noch an Paulus zu denken ist, der erst in der Apostelgeschichte genannt wird und auch da zunächst nur als Feind und Verfolger der Gemeinde erscheint. 1 Cor. 15. spricht Paulus von den Erscheinungen Christi nach seiner Auferstehung; er gibt die bezüglichen Fälle und Persönlichkeiten an; dann sagt er

V. 8.: „Zuletzt von allen, als der unreifen Geburt, erschien er auch mir.“ Damit ist doch gewiß ein Letztes bezeichnet. Gleichwohl soll Johannes den Schluß machen, der dritten trinitarischen Potenz entsprechen und selbst der Zeit nach erst auf Paulus folgen — was mir völlig unbegreiflich ist.

„Die Richtung Pauli,“ heißt es in jenem Aufsatze, „ist ein nothwendiges Präambulum zum Standpunkte des Johannes, und kann auch der Zeit nach diesem nur vorausgehen. — — — Die johanneischen Schriften setzen die paulinischen voraus.“ Das Verhältniß, in welchem Paulus zu Johannes steht, wird hierbei als das des Werdens zum Sein, des Erwerbens zum Besitze gefaßt. Demnach hätte Johannes, um der zu sein, der er war, auf Pauli Bekehrung, christliche Geistesentwicklung, Erkenntnißreife und neutestamentliche Autorschaft zu warten, aus ihnen sich erst zu belehren und fortzubilden und dann erst intellektuell zu vollenden gehabt. „Die paulinischen Schriften ringen nach dem Gedanken, die johanneischen ruhen in ihm.“ Ich glaube nicht, daß man sich füglich so ausdrücken kann und ich habe mich schon in meiner Abhandlung bemüht, das verschiedenartige Erkennen der beiden Apostel zu charakterisiren und klar zu machen. Johannes ist gar nicht Denker in dem Sinne, wie Paulus; er ist weit mehr als Seher zu betrachten; er schaut, er erkennt unmittelbar; es ist ihm Alles ohne Mühe

und Anstrengung des Geistes geschenkt; und demgemäß spricht er sich auch nur einfach aussagend und berichtend aus, so daß er eine Kenntniß, aber noch keine Erkenntniß der Sache liefert; ja seine Darstellungen sind zum Theil von der Art, daß er der mysteriöseste und bis auf diesen Tag unverstandenste der neutestamentlichen Schriftsteller ist. Seine Schriften sind geschrieben und nicht geschrieben; sie sind esoterischer Natur; seine „Offenbarung“ zumal ist das Unoffenbarste, was es gibt, und schon Mancher, der sich mit diesem dunklen Buche abgegeben, hat darüber den Verstand verloren. Was Alles im Johannes steckt, davon hat man eigentlich noch gar keine Ahnung; ich glaube bei ihm Dinge entdeckt zu haben, die weit über die religiösen Vorstellungen und Einsichten der Gegenwart gehen. Man kann ihn in dieser Beziehung noch höher stellen, als Paulus, der uns nicht nur der Form, sondern auch dem Gehalte nach viel näher liegt. Ein solch unmittelbares Schauen und Erkennen aber, wie das johanneische, bleibt auf die erhabene Persönlichkeit beschränkt, die in dessen Besitze ist, oder theilt sich nur einer quantitativ geringfügigen Minorität empfänglicher Naturen und Intelligenzen mit. Um in's Allgemeine zu gehen und zu wirken, eine christliche Wissenschaft zu erzeugen, eine Verwandlung unseres Glaubenssystems in ein Denksystem, so weit eine solche nöthig und möglich ist, zu Stande zu bringen, dazu ist die

johanneische Intuition und Darstellungsweise nicht geeignet. Hier hat uns Paulus zum Vorgänger zu dienen, der die Nacht, die uns drückt, durch leuchtende Geistesblicke erhellt; der auch keine Mühe scheut, sich Allen möglichst verständlich zu machen, sich auf's Expliciren, Beweisen und Ueberzeugen legt, und so die zunächst nur äußerlich gegebene christliche Wahrheit zum inneren, geistigen Besitze der ganzen Christenheit und Menschheit zu machen strebt. Licht auf dem Wege der inspirativ geleiteten, zugleich aber auch selbstthätigen, das Gegebene in sich verarbeitenden und ihm die Form der Aeußerlichkeit und Fremdartigkeit nehmenden Denkens zu erzielen, und dies Licht durch explicirende Mittheilung in der Art zu verbreiten, daß es zum Gemeingut aller denkenden Menschen zu werden im Stande sei — das ist das paulinisch-pneumatische Amt und Werk. Ein solches aber kann nicht am Anfang und nicht in der Mitte stehen; es ist das letzte, vollendende, allen Widerstand besiegende, das christliche Princip auf dem glorreichsten Wege durchsetzende; was weder durch Petrus, noch durch Johannes, sondern nur durch Paulus, diesen universalen geistigen Welteroberer, als welchen ihn so merkwürdig auch der geniale Papst Sixtus V. bezeichnet hat [1]), und durch Geister, die ihm ähnlich und in entsprechender Weise bethätigt sind, möglich ist.

1) Ich gedenke darüber im nächsten Hefte zu handeln.

„Wenn wir," sagt mein Kritiker, „vom ideal-christlichen Leben reden, so vermögen wir nicht bei Paulus stehen zu bleiben. Das Sein ist höher, als das Werden, der Gang durch Gegensätze und Paradoxen kann Großes erzielen; das ruhige und edle Beharren im Wahren und Sittlich-Schönen aber ist das Erhabenere."

Als wenn Paulus ein im Winde schwankendes Rohr gewesen; als wenn er dem Wahren und Sittlich-Schönen, nachdem er es erkannt und ergriffen hatte, jemals ungetreu geworden wäre! Es wird hier die im dialektischen Prozesse und spekulativen Forschergeiste und in dem Ringen nach einem entsprechenden Ausdruck des Erkannten und Darzulegenden Statt findende Beweglichkeit mit dem Schwanken eines unfesten Willens und unfertigen Charakters verwechselt. Was Wille, Charakter und Gesinnung betrifft, so stehen beide Apostel gleich edel, groß, ehrwürdig und ruhmvoll da. Ja, Paulus kann ob des bei Weitem kampf-, thaten- und leidenvolleren Schicksals, dem er unterworfen war, und ob der ethischen und religiösen Helden- und Musterhaftigkeit, die er in so vielen und großen Mühen, Leistungen, Widerwärtigkeiten, Unglücksfällen und Mißhandlungen bis zu seinem tragischen Lebensschlusse hin entwickelte und bewährte, noch bewunderungswürdiger, als Johannes, erscheinen, der, bei seiner äußeren Unverletzlichkeit und seines ruhigen Endes im höchsten

Lebensalter, ein solches Martyrium, wie Paulus und so viele andere Apostel und Blutzeugen jener Tage nicht zu erdulden hatte, und der freilich eben deßhalb wieder eine in ihrer Art erhabenere Gestalt war, worüber ich das Nähere schon in jener Abhandlung bemerkt. Die Aeußerungen des heil. Paulus, die uns in seinen Briefen vorliegen, athmen den Geist der unbedingtesten, unüberwindlichsten Glaubenstreue, Standhaftigkeit und Opferwilligkeit; sie sprechen diese Gesinnungen mit einer so glühenden Seele und überströmenden Beredsamkeit aus, daß ihnen schwerlich etwas Anderes der Art an die Seite zu setzen ist. Man erinnere sich an Stellen, wie folgende sind:

„Wer mag uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal? Oder Angst? Oder Verfolgung? Oder Hunger? Oder Blöße? Oder Gefahr? Oder Schwert? So wie geschrieben stehet: Um dich werden wir gemordet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlacht-Schafe. Aber in dem Allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat. Denn ich bin dessen gewiß: weder Tod, noch Leben; weder Engel, noch Mächte, noch Gewalten; weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges; weder Höhe noch Tiefe, noch irgend sonst Etwas vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die uns in Christo Jesu, unserem Herrn, geworden ist.“ Röm. 8, 35 ff.
„— — — — — — — — — Auf daß wir uns in Allem als Diener Gottes erweisen, in großer Standhaftigkeit,

in Drangsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufständen, in Mühsalen, in Nachtwachen, in Fasten, in Unbeflecktheit, in Einsicht, in Langmuth, in Wohlwollen, im heiligen Geiste, in ungeheuchelter Liebe, im Worte der Wahrheit, in göttlicher Kraft, durch die Waffen der Gerechtigkeit zu Trutz und Schutz, durch Ehre und Schimpf, durch schlechten und guten Ruf, als Betrüger und wahrhaft, als unbekannt und doch bekannt, als sterbend und doch lebend, als gezüchtigt und doch nicht getödtet, als bekümmert, aber stets fröhlich, als arm, aber Viele bereichernd, als Nichts habend und doch Alles besitzend." 2 Cor. 6, 4 ff. Gezwungen durch seine Widersacher, seine apostolischen Eigenschaften und Verdienste hervorzuheben, erzählt er 2 Cor. 11, 23 ff., was er Alles gethan, erduldet und gelitten hat. Von Juden und Heiden, falschen Brüdern und Räubern, sagt er, sei er bedroht und mißhandelt worden; fünfmal habe er von den Juden neununddreißig Streiche erhalten, dreimal sei er gestäupt, einmal gesteiniget worden; dreimal habe er Schiffbruch gelitten und dabei einen Tag und eine Nacht im Meere zugebracht; auf Reisen und in Städten, auf Flüssen und in Wüsten habe er Gefahren bestanden, habe Noth, Beschwerden, Elend aller Art erduldet, Mühen, Nachtwachen, Hunger und Durst, Kälte und Blöße; dazu komme die Sorge für die Gemeinden, den Antheil, den er an Allem nehme und sein endloses Angelaufen werden.

Und einen solchen Mann dürften wir des Mangels an Festigkeit, Charakterstärke und Beharrlichkeit zeihen?

Was das Princip der Liebe betrifft, so fehlt dies bei Paulus eben so wenig, als bei Johannes. Wer erinnert sich nicht der allbekannten, so überaus herrlichen und ausdrucksvollen Rolle, wo er der Liebe unter allen christlichen Tugenden und Vermögenheiten den ersten Rang einräumt? „Wenn ich in Zungen der Menschen und der Engel rede, habe aber keine Liebe, so bin ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich prophezeien kann und weiß alle Geheimnisse und habe alle Erkenntniß, und wenn ich den Glauben habe, der Berge versetzt, habe aber keine Liebe, so bin ich Nichts. Und wenn ich alle meine Habe ausgespendet und meinen Leib hingegeben zum Verbrennen, habe aber keine Liebe, so ist es mir Nichts nütze.“ u. s. w. 1 Cor. 13, 1 ff. Die Liebe ist die Substanz des Christenthums; und der intellektuelle Prozeß, den ich im Sinne habe, und dessen ersten, großen Repräsentanten ich in Paulus sehe, ist, genau genommen, nur die geistige Explication des christlichen Liebesprincips. Wäre bei Paulus und in seinen doktrinellen Darstellungen ein Mangel an diesem, so wäre er kein ächter Repräsentant der intellektuellen Entwicklung im Christenthum.

Ich muß überhaupt dagegen protestiren, wenn man einen der drei Apostel über die anderen in der Art erhöht, daß dadurch die anderen als untergeordnete

Naturen und Charaktere degradirt und in Schatten gestellt werden. Jeder von ihnen hat seine eigenthümliche Mission, Stellung, Würde, Ehre und Größe, während sie doch in Hinsicht des zu einer solchen Berufung und Bethätigung allgemein Erforderlichen und Nöthigen ganz gleich zu stellen sind. Das hier so bedenkliche Verhältniß der Superiorität und Inferiorität wollte ich eben beseitigen, indem ich dafür den Begriff der organischen Coordination einzuführen versuchte. Es liegt, so wie man jenes erstere annimmt, allzu nahe, in derselben Weise auch die kirchengeschichtlichen Zeiträume und Gestaltungen zu bestimmen, sich namentlich, wie man zu thun liebt, eine Johanneskirche zu denken, in welcher die Petrus- und Paulus-Kirche als überschrittene Stufen und „überwundene Standpunkte" in den Hintergrund treten. Ein particularistisches Interesse darf den Denker und Forscher allerdings nicht beherrschen; es handelt sich bei ihm, als solchem [1]), nicht um eine Partei, Kirche, Confession, Sekte, Schule; er hat ganz nur die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes, den er zu erkennen strebt, die, wie auch immer, erscheinende Wahrheit oder Unwahrheit der Sache im Auge zu haben. Jenes unorganische Verhältniß aber zerstört meine

1) Als Gläubiger kann er sich ganz anders verhalten; denn da hat er es nur mit sich, seinem persönlichen Gefühl und Interesse zu thun.

mir auch an und für sich und ganz abgesehen von meiner persönlichen Stellung werthe und unentbehrliche organische Idee. Zum urbildlichen Maßstabe habe ich die eben diese Idee vor Allem darstellende göttliche Trinität gemacht, weßhalb ich in meiner Abhandlung zuvörderst diese zu beleuchten unternommen. Die drei trinitarischen Personen oder Hypostasen sollen bekanntlich nicht subordinirt werden; sie stellen ebenso auch in meiner speculativen Auffassung drei gleich wesentliche und nothwendige, nur zusammen die totale Gottheit ausmachende Momente dar. Spiegeln sich nun diese drei Momente in den drei großen Aposteln ab, so darf man auch diese nicht subordinationistisch behandeln. Es läßt sich hiebei bemerken, daß in einer organisch angelegten und gegliederten Totalität jedes Moment von einem gewissen Gesichtspunkt aus als das Wesentlichste und Wichtigste betrachtet und als solches den andern vorgezogen und übergeordnet werden kann; daß aber die auf diesem Wege sich bildenden Widersprüche bei vollständiger Fassung des Ganzen und allseitiger Würdigung des Besonderen sich völlig ausgleichen und statt ihrer die Anschauung einer rein und tief befriedigenden Harmonie entsteht. So erscheint, was die göttliche Trinität betrifft, der Vater, von dem Alles autonomisch ausgeht, als das Vornehmste, Oberste, auch dem Range nach Erste; die anderen beiden Hypostasen reihen sich dann in absteigender Weise an. Eben so steht unter

den Aposteln Petrus voran und macht die selbst einen Johannes und Paulus überragende Spitze aus. Wird hingegen das trinitarische Leben als Prozeß gedacht, so tritt das umgekehrte Verhältniß ein: es gestaltet sich ein stufenweises Emporsteigen, so daß das erste Moment, als Basis und Ausgangspunkt des ganzen Vorganges, vielmehr zum Untersten, zum Ersten im degradirenden Sinne des Wortes wird; dagegen die dritte Hypostase, der Geist, als die vollendende, abschließende Potenz und Krone des Ganzen, den höchsten Rang erhält. So ist es denn auch, was die apostolische Trias betrifft; der Apostelfürst wird dann zu dem Grunde, von welchem aus weiter fortgeschritten wird, als welchen ihn denn auch namentlich Schelling bestimmt; der dritte Apostel aber — für Schelling: Johannes, für mich: Paulus — wird dann unvermeidlich zur überragenden Größe gemacht. Es gibt noch eine dritte Betrachtungsweise. Der Sohn, „in welchem die ganze Fülle der Gottheit wohnt," in welchem sich der transcendente Vater zu einer diesseitigen Gegenwart entäußert, und in welchem sich sein ideales Wesen realistisch und sensualistisch darstellt, von welchem der Geist gesendet wird, und von dem dieser Alles nimmt, was er hat und gibt [1]), diese concrete Mitte kann

1) „Selbiger wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.

ebenfalls für die am höchsten zu schätzende, weil inhaltsvollste und kernhafteste Hypostase gelten; und unter den nämlichen Gesichtspunkt kann auch der, die Mitte jener nachbildlichen Trias bildende Apostel, als welchen ich den heil. Johannes betrachten zu müssen glaube, gestellt werden. Hiemit sind, bei ausschließlicher Festhaltung einer jeden von diesen Betrachtungs- und Bestimmungsweisen, drei Häresien gesetzt: eine, die in absteigender Richtung anreiht und unterordnet; eine zweite, für die sich umgekehrt eine aufsteigende, das frühere dem folgenden nachsetzende Reihe bildet; und eine dritte, welche sich vorzugsweise an die Mitte hält und dagegen die beiden andern Momente in Schatten stellt. Alle die drei Auffassungsweisen sind in ihrem Rechte, aber in einem einseitigen, und deßhalb ebenso sehr auch im Unrechte. Wer Alles zusammen er-

---

Alles, was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt, von dem Meinen wird er's nehmen." Ev. Joh. 16, 10 f. Man bemerke, wie sorgfältig und ausdrücklich hier vorgebeugt ist, daß der verheißene Geist nicht in ungebührlicher Weise über den Sohn gesetzt werde. Ein den Sohn nicht verherrlichendes, nicht ganz und gar mit ihm harmonirendes Pneuma würde, diesen merkwürdigen Bestimmungen nach, nicht das ächte sein: Prozeß, Entwicklung, Fortschritt ist entschieden gesetzt und vorgezeichnet; gleichwohl soll die organische Totalität und Gleichsetzung bewahrt und durch keine falsche Ueber- und Unterordnung aufgehoben werden.

wägt, der befindet sich wieder mit der orthodoxen Fassung im Einklange; und es ist diese eben darum orthodox, weil sie alle Einseitigkeiten ausschließt und alle Momente in gebührender Würdigung eines jeden organisch zusammenfaßt. Denn Häresie ist, philosophisch verstanden und begriffen, nichts Anderes, als Einseitigkeit, Hervorhebung einer einzelnen Inhaltsbestimmung auf Kosten der anderen, somit auch des Ganzen, der organischen Totalität, der sie angehört; und Orthodoxie nichts Anderes, als Negation dieser einseitigen Affirmation zu Gunsten des unverstümmelten und unverkümmerten Ganzen, organische Auffassung höherer Gegenstände, eine, so betrachtet, dem wahren Denken und der vollendeten intellektuellen Cultur durchaus gemäße Bestimmung und Anschauungsweise. Ich weiß nicht, wie in diesen Beziehungen mein Beurtheiler denkt und gestellt ist. Da er aber den trinitarischen Parallelismus billigt, so sollte er sich, wie ich meine, auch hüten, dem der Trinitätsidee so sehr widerstreitenden subordinationistischen Verhältnisse der drei großen Apostel zu einander das Wort zu reden. Die bei ihm ausschließlich obwaltende Vorstellung ist die des Prozesses und Fortschrittes in aufsteigender Richtung; und da fällt er, wie mir scheint, nothwendig der zweiten der angeführten unächten Betrachtungsweisen anheim.

Wie man mit dem trinitarischen Parallelismus zu-

recht kommen will, sofern Johannes dem Geiste entsprechen soll, ist mir ebenfalls ganz unfaßlich. Petrus ist der unbestrittene Repräsentant des väterlichen Princips. Wenn nun Johannes mit dem Geiste combinirt wird, so bleibt für Paulus nur die parallele Beziehung auf dem Sohn übrig, die ihm Schelling[1]) auch ausdrücklich gibt. Soll nun Paulus, wie Schelling und mein Kritiker will, den Beruf haben, die dialektische Bewegung in Gang zu setzen und „durch Gegensätze und Paradoxen Großes zu erzielen,“ so wird dieser Prozeß zu gleicher Zeit auch ganz speciell in die Natur und das Amt des Sohnes hineingesetzt — was doch gegen alle christlichen Vorstellungen streitet. Auf diese Weise kommt man schwerlich durch; diese Construktion sollte man aufgeben.

In welch innigem Verhältnisse Johannes zu Christus stand, weiß Jedermann, und ich habe es in meiner Abhandlung auch noch überdies in Beziehung auf die triadologische Stellung, die ich diesem Apostel gegeben, erörtert und in's Licht gesetzt. Er ist der Lieblingsjünger des Herrn; er ist demselben am treuesten; er wird mit der Pflege der heiligen Mutter betraut; als biblischer Schriftsteller geht er vorzugsweise darauf

---

1) A. a. O. S. 326.: „Paulus ist der eigentliche Apostel des Sohnes.“

aus, den Logos und sein Verhältniß zur Welt darzustellen und, einem antirealistischen Doketismus gegenüber, von dem wirklich und wahrhaft in's Fleisch gekommenen Gott zu zeugen u. s. w. Wer sollte daher mit mehr Recht, als er, der Apostel des Sohnes heißen? Apostel des Geistes ist er freilich auch; er ist es, wie alle Anderen, die den heiligen Geist empfangen haben und in Kraft des Geistes sprechen, schreiben und wirken. Aber „der Apostel des Geistes" (mit dem Artikel) ist er nicht; dies Prädikat steht nur Einem zu. Als der Mann des Geistes, des neutestamentlichen Pneuma in dem von mir bezeichneten Sinne, im Sinne des johanneischen Parakletes, des Geistes, der in alle Wahrheit leitet, der nicht Mysterien schafft, sondern, als solche, wegschafft, der somit wahrhaft „offenbart," die dunklen Nebel vertreibt, in welche die göttlichen Wahrheiten für uns eingehüllt sind, als solcher steht Paulus und nur Paulus da.

Schelling[1]) hat für die speciell pneumatische Bedeutung des Johannes jene herrliche, kostbare, in Wahrheit hochwichtige Stelle seines Evangeliums geltend gemacht, auf die wir so eben hingewiesen, auf jene Verheißung des Geistes nämlich, der in alle Wahrheit leiten solle, eine Verheißung und Zusicherung, die jedes engherzige, „bis hieher und nicht weiter" autoritätsvoll

1) A. a. O. S. 327.

niederschlägt und einer unendlichen Geistesentwicklung im Christenthum und Kirche die schriftgemäß berechtigte, ja vorgeschriebene Bahn eröffnet. Der christliche Denker küßt diese für ihn so entzückende Stelle des johanneischen Evangeliums, er fällt davor nieder und betet an. Aber es treibt und zwingt ihn dieselbe keineswegs zu der Ansicht und Behauptung, daß Johannes und nicht Paulus die dritte Stelle der großen Trias einnehme. Es ist Christus, der dort spricht und der den Geist der absoluten Erkenntniß verheißt; es ist der Sohn, der diesen Geist sendet; was Wunder, wenn der Apostel des Sohnes, wenn Johannes in seinem Evangelium diese von den andern Evangelisten übergangene Rede aufbewahrt? Er darf einen so wichtigen Zug nicht unberührt lassen, darf nicht dulden, daß derselbe einer ewigen Vergessenheit anheimfalle. Und so wie der Sohn den Geist sendet, so ist es der Apostel des Sohnes, von welchem diese Potenz auch wieder in apostolisch-prophetischer Weise ihren Ausgang nimmt und ihren vollsten, großartigsten, doch immer nur erst ankündenden Ausdruck erhält. Daher denn derselbe Johannes in seinen Prophezeiungen auch von einem „ewigen Evangelium" spricht, das zugleich das allgemein verbreitete sein werde [1]),

1) „Und ich sah einen andern Engel, der flog mitten durch den Himmel und hatte den Bewohnern der Erde und allen Völ-



worunter wohl nichts Anderes, als das pneumatisch, d. h. intellektuell und rationell erklärte und durchleuchtete, so für Alle annehmbar gewordene und für immer befestigte Christenthum, die endlich unserem geistigen Bedarfe gemäß zu Stande gebrachte christliche Gnosis zu verstehen ist. Es ist hier Alles auf's Engste verkettet, doch aber so, daß das Besondere unverwischt bleibt; daß man es gleichwohl unterscheiden und charakteristisch bestimmen kann; denn sonst hätten wir nur ein einfaches Eins und nicht dieses wundervoll gegliederte, systematische Ganze vor uns.

Nun aber sehe man, wie ganz anders, als Johannes, namentlich was den Geist betrifft, sich Paulus äußert! Hier wird jene vollendende Potenz nicht erst als eine noch zukünftige bestimmt; der Geist ist über Paulus auch nicht bloß so, wie über die andern Apostel „ausgegossen;“ er erfüllt und treibt ihn in ganz eigener, besonderer Weise; er spricht sich durch ihn auch nicht mehr so maßvoll und zurückhaltend aus, wie durch die Anderen, selbst durch Johannes; er führt eine Sprache, die den Furchtsamen und Aengstlichen in Erstaunen und Schrecken zu setzen geeignet ist. „Geist“ im allereminentesten, namentlich spekulativsten Sinne des Wortes; „Freiheit,“ die keinerlei geistige Knecht-

---

kern, Geschlechtern, Zungen und Nationen ein ewiges Evangelium zu verkünden.“ Off. Joh. 16, 6.

schaft duldet, die jede von menschlicher Willkür herrührende oder der Unreife wegen gesetzte Schranke bricht; Bewußtsein der wesen- und wurzelhaftesten Verwandtschaft mit Gott und tiefstes, göttlichstes, schrankenlosestes Erkennen des Göttlichen — das ist's, was Paulus zum allerkühnsten, rücksichtslosesten Ausspruche bringt. Selbst in dem Sohne, der für den persönlich anschauenden und liebenden Johannes so ganz nur der Sohn, so ganz nur dieses göttliche Individuum ist, sieht Paulus das universell geistige Moment: „Der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" 2 Cor. 3, 17.; dagegen in auffallender Umkehrung, bei Johannes, wo der in alle Wahrheit führende Geist verheißen ist, ausdrücklich hinzugesetzt ist, daß diese Wahrheit aus dem Sohne komme und keine andere als die bereits diesem eigene Weisheit sei. Es ist besonders auch dies hervorzuheben, daß Paulus zwar selbst in jede Art von Mystik eingetaucht, der Ekstase, der Vision, des „Redens mit Zungen," des Wunderthuns fähig ist [1]); gleichwohl aber hierauf keineswegs das Hauptgewicht legt, sondern durchaus nur auf verständlichen, allgemein faßlichen Vortrag und Unterricht dringt, worüber das ganze vier-

---

1) Nach 2 Cor. 12, 1 ff. wurde er bis in den dritten Himmel entrückt und hörte unaussprechliche Worte. Vergl. V. 7. u. 12. Nach 1 Cor. 14, 18. redete er mehr in Zungen als alle Anderen.

zehnte Capitel des ersten Corintherbriefes handelt. Das Mysterium, als solches, zu tilgen und dafür die intellektuelle Klarheit, die auf Denken, Wissen, Einsicht gegründete Ueberzeugung zu setzen, ist sein Bestreben und Beruf. Erlaube man noch einige seiner Aeußerungen, wie sie uns gerade im Gedächtniß sind und in die Augen fallen, wörtlich anzuführen!

„Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, um euch abermals zu fürchten, sondern den Geist der Kindschaft, in welchem wir: Abba, Vater! rufen. Der Geist Gottes selbst bezeugt es zugleich mit unserem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind. — — — — Ja, auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit und in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes versetzt" ꝛc. Röm. 8, 15 ff. „Denn nicht hat uns Gott den Geist der Furcht verliehen." 2 Timoth. 1, 7. „Ihr seid um einen theueren Preis erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!" 1 Cor. 7, 23. „Als wir noch Kinder waren, da waren wir den Anfangsgründen der Welt noch knechtisch unterworfen — — — — nun aber hat Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gesandt." Galat. 4, 3 ff. Vergl. Coloss. 2, 8. V. 20. Hebr. 5, 11. Ephes. 1, 10. Cap. 4, 13 f. „Der neue Bund ist nicht der des Buchstabens, sondern der des Geistes; denn der Buchstabe tödtet, der Geist aber belebt. Wenn aber der Dienst des Todes, mit Buchstaben in Stein eingeschrieben, seine

Herrlichkeit hatte, warum sollte nicht vielmehr der Dienst des Geistes herrlich sein?“ 2 Cor. 3, 6 f. „Den Geist dämpfet nicht!“ 1 Thessal. 5, 19. „Wir bedienen uns großer Freimüthigkeit und machen es nicht, wie Mose, der eine Decke auf sein Angesicht legte.“ 2 Cor. 3, 12. Das Geheimniß, das verborgen war von Ewigkeit und Alters her, es ist nun den Heiligen Gottes geoffenbart.“ Coloss. 1, 26. Vergl. 2, 2. Röm. 16, 25. „Mir, dem Geringsten aller Heiligen, ward diese Gnade verliehen, unter den Heiden den unergründlichen Reichthum Christi zu verkündigen, und alle zu belehren, welches die Veranstaltung des Geheimnisses sei, das von Ewigkeit in Gott verborgen gewesen“ rc. Eph. 3, 8 ff. „Denn ihr sollt wissen, mit welcher Sorge ich kämpfe um mich und die in Laodicea, und Alle, die mein Angesicht nicht gesehen im Fleische, daß ihre Herzen mögen bestärket werden, verbunden in Liebe, und zwar zu allem Reichthum vollkommener Einsicht, zur Erkenntniß des Geheimnisses Gottes, des Vaters und Christi, worin alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen sind.“ Coloss. 2, 1 ff. „Denn der Gott, der aus Finsterniß Licht leuchten ließ, der ist es, der in unsere Herzen geleuchtet, um das Licht der Erkenntniß strahlen zu lassen.“ 2 Cor. 4, 6. „Wir sind vom Geschlechte Gottes, in ihm leben, weben und sind wir.“ Apostelgesch. 17, 28. „Wer dem Herrn anhangt,

der ist ein Geist mit ihm." 1 Cor. 6, 17. „Auf daß ihr vermöget einzusehen, welches die Breite, Länge, Tiefe und Höhe sei." Ephes. 3, 18. „Der Geist forschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." 1 Cor. 2, 10 u. s. w.

Das sind die Töne, die hier angeschlagen werden — wo verlauten ähnliche? Wo wird das pneumatische Princip als das der Freiheit, der Erkenntniß und des auf der wesenhaftesten Einheit beruhenden Verhältnisses zum Göttlichen so energisch ausgesprochen, vertreten und geltend gemacht? —

Und so möchte man mir wohl zugeben müssen, daß ich nicht aus Eigensinn, sondern auf triftige Gründe gestützt, bei meinen Bestimmungen bleibe und namentlich die specielle Beziehung festhalte, welche Johannes zum Sohne und Paulus zum Geiste hat. Allein ich darf noch nicht schließen. Mein Kritiker begibt sich in's Mittelalter hinein und holt sich aus den triadologischen Ideen desselben eine Waffe heraus, um meine Construktion zu widerlegen und die seinige zu bewahrheiten. Ich muß ihm folgen und die Geduld des Lesers auf eine noch weitere Probe stellen.

3.

Ich habe mich nämlich, was die große welthistorische Entwicklung des Christenthums, namentlich im sogenannten Mittelalter und den darauf folgenden Zeiten betrifft, nach drei jener urchristlichen Trias ent-

sprechenden repräsentativen Charakteren umgesehen, nur aber zwei finden und namhaft machen können, in welchen die Erscheinung der bezüglichen Principien culminirt und sich in ihrem vollen Glanze zeigt. Unter mehreren großen Päpsten, die das petrinische, somit väterlich-trinitarische Princip energisch vertreten haben, tritt als das eigentlichste, gewaltigste Genie dieser Art Gregor VII. hervor. Ebenso ist das johanneische Moment, welches trinitarisch bestimmt, das des Sohnes ist, in dem heil. Franz von Assisi zu erkennen, dessen Aehnlichkeit mit Christus die Franziscaner in einem ganzen Buche, dem bekannten liber conformitatum, darzuthun beflissen waren. Für das dritte, das paulinisch-pneumatische, fehlte mir eine entsprechende Persönlichkeit; ich mußte diese Stelle leer lassen und mich der Hoffnung hingeben, sie werde durch einen erst noch Kommenden ausgefüllt werden. Der Petrus und Johannes der christlichen Weltgeschichte im Unterschiede des noch in seine Schranken eingeschlossenen Urchristenthums sei, meinte ich, schon da gewesen; der Paulus der großen weltgeschichtlichen Aera in diesem Sinne sei noch zu erwarten, und dieser Mann der Zukunft werde dasjenige leisten und liefern, was wir jetzt speciell nöthig haben. Er werde nicht die Einheit zertrümmern, keine neue Kirche stiften, vielmehr innerhalb der alten, ewigen Mutterkirche selbst sein Werk vollbringen und von da aus mit ausgedehnter, durch-

greifender Geistesmacht ebenso auch auf die häretischen Kreise wirken. Meine Meinung war übrigens nicht diese, daß Einer Alles zu vollbringen haben werde und daß wir nur thatlos harrend dieser Erscheinung entgegenzusehen hätten. Es wird hier mancher Vorläufer, Mitwirker und Nachfolger nöthig sein, so wie ja auch Gregor VII. und Franz von Assisi nicht einzeln standen, sondern viele in ähnlicher Weise bethätigte Kräfte vor, neben und nach sich hatten [1]).

Was den heil. Franziscus betrifft, so billigt jener Kritiker meine Auffassung. „Es ist," sagt er, „an und für sich ganz richtig, wenn Daumer den heil. Franz als Vertreter der johanneischen Richtung betrachtet. Wie Johannes, so ist auch Franz eine Natur voll Liebe, Güte und Erbarmen. Wie von Jenem, so werden auch von diesem Züge erzählt, welche die zarteste Rücksichtnahme auch auf die creatürliche Welt verrathen."

Nun habe ich aber gezeigt, daß Johannes trinitarisch betrachtet, dem Sohn analog; hiernach wird in diese Linie, wie ich in meiner Abhandlung gethan, doch wohl auch Franziscus zu stellen sein. Mein Kriti-

1) In Beziehung auf Natur und Thierwelt, um dies gelegentlich zu bemerken, ging dem heil. Franziscus und seinen Schülern, einem heil. Antonius von Padua u. s. w., schon der alte Antonius, der Abt, voraus, der deßhalb Patron der Thierwelt ist. Vergl. Alzog, Kirchengesch. 7. Auflage. S. 850.

ker dagegen behauptet, die Richtung des Franziscanerordens sei vielmehr als die „pneumatische“ zu fassen. Meine Construction war diese:

I. Vater — Petrus — Papstthum; Gregor VII. als besonders hervortretender Repräsentant desselben.

II. Sohn — Johannes — Franziscus.

III. Geist — Paulus — ?

Da, wo das Fragezeichen steht, ließ ich den Platz für einen Künftigen leer. Mein Beurtheiler hingegen will folgende Anordnung:

I. Vater — Petrus — Papstthum.

II. Sohn — Paulus — Scholastik.

III. Geist — Johannes — Franziscanische Liebesrichtung.

Papstthum, Scholastik und Franziscanismus sei aber nur in specieller Beziehung auf das Mittelalter zu betrachten; für die neue Zeit müßten die drei Principien andere, neue Repräsentationen erhalten. Es ist mir hiebei nicht recht klar, wie er vom Papstthum denkt. Das ganze Mittelalter ist ihm petrinisch — die Periode des Vaters innerhalb der christlichen Weltgeschichte, so daß die beiden anderen Momente eine nur untergeordnete Rolle spielen; in den folgenden Perioden, der paulinischen und johanneischen, müßte demnach das Papstthum wenigstens eine ganz andere, nämlich inferiore, gegen die anderen zurücktretende Stellung einzunehmen haben. Er schließt sich an die triadologischen Ideen an, die im Mittelalter

einen so oppositionellen Geist und Charakter entwickelt haben; er hält mir namentlich den Introduktorius entgegen. „In diesem Buche faßt der Franziscaner Gerhard die Ideen von den drei großen Weltepochen zusammen und wendet sie auf seinen Orden an. Gerade in diesem sieht derselbe die Kirche des heiligen Geistes, die Kirche der Vollendung. Und bald hat sich diese Anschauungsweise, die Lehre vom ewigen Evangelium, durch die ganze Kirche verbreitet."

Ich werde hier genöthigt, mich über kirchengeschichtliche Thatsachen zu erklären, die ich in meiner Abhandlung überging und füglich übergehen konnte, weil ich es bei Auswahl und Aufstellung der mir nöthigen repräsentativen Persönlichkeiten, Denkarten und Richtungen nicht mit den oppositionellen und häretischen Phänomenen zu thun hatte, sondern mich planmäßig nur innerhalb des rein kirchlichen Kreises hielt. Der Kirchenhistoriker kennt jene franziscanische Partei, welche man Spirituales und Zelatores nannte. Es war nicht der ganze Orden, sondern eine Minorität, die sogar als Sekte betrachtet und behandelt wurde. Die Päpste Gregor IX., Innocenz IV. und Nicolaus III. waren ihre Gegner; der fromme Papst Cölestin gesellte sie den Cölestiner-Eremiten bei. Der Streit schien beendigt; da sie sich aber nach ihres Beschützers Rücktritt von Neuem erhoben, wurden sie von Bonifacius VIII. verfolgt und aufgehoben. Das Uebel war

aber nicht zu dämpfen; die sogenannten Spiritualen erregten wiederholte tumultuarische Bewegungen, und es wurden daher seit Johannes XXII. (1318) strenge Maßregeln gegen sie ergriffen. Ein Theil derselben, den antikirchlichen Scholastiker Wilhelm Occam an der Spitze, verbündete sich mit Kaiser Ludwig dem Bayer, der mit den Päpsten im Kampfe lag, und erst nach dem Tode desselben wurden sie auf der Synode zu Constanz wieder mit der Kirche versöhnt.

Diese Franziscaner waren mit den bestehenden kirchlichen Zuständen unzufrieden und weissagten eine neue religionsgeschichtliche Weltperiode. Ihre in dieser Hinsicht aufgestellte Triadologie war indessen nicht im Orden entstanden. Sie ging auf eine Weissagung des Abtes Joachim von Floris in Calabrien († 1202) von den drei Weltaltern zurück. Dieselbe wurde dann von dem Franziscaner Gerhard in der Einleitung zum ewigen Evangelium (1254) und dem Franziscaner Johannes von Oliva († 1297) weiter ausgeführt [1]. Der Hauptgedanke war schon von den Montanisten verkündet worden. Die ganze Weltgeschichte wurde in drei Theile getheilt. Das Reich des Vaters sei als das erste, in alttestamentlicher Zeit bestanden habende zu betrachten; das Reich des Sohnes sei das, worin die römische Kirche ihre Wirksamkeit entfalte; das Reich

1) *Wadding,* Annal. ed. Rom. T. V. p. 314. u. 338.

des Geistes endlich dasjenige, welchem, als der höchsten und vollkommensten Erscheinung, auch das Reich des Sohnes, d. i. römische Kirche und Christenthum, zum Opfer fallen müsse; der Anfang desselben wurde in's Jahr 1260 gesetzt. Ich schreibe dies im Jahre 1862. Schon vor sechs Jahrhunderten also hegte man die Idee einer Zukunftskirche und wollte sie sogar schon damals in's Leben führen.

Das ist gewiß sehr merkwürdig. Auch ist schon Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“ darauf zurückgekommen. Mir aber stemmt sich hier, wie es scheint, ein in der That nicht unerheblicher faktischer Widerspruch entgegen, sofern dieser Spiritualismus zwar nicht den ganzen Orden des heil. Franziscus, aber doch einen Theil desselben für sich gewonnen, sich in diesem Orden zwar nicht ursprünglich erzeugt, aber doch so bestimmt ausgeprägt hat. Es würde mir übel anstehen, wenn ich mich hinter die Orthodoxie steckte und die ganze Sache als häretisch abwiese. Ich konnte sie in meiner Abhandlung ignoriren, weil ich dort nur die Centralpunkte und Hauptsachen in gedrängter Uebersicht vorführen wollte; jetzt heißt es: Hic Rhodus, hic salta! und ich werde dem rhodischen Sprung nicht auszuweichen suchen.

Vor Allem ist zu sagen: Wie der Sohn den Geist verheißt, den Geist sendet, ihn, der zugleich als der eigene des Sohnes bestimmt wird; wie Johannes, der

Apostel des Sohnes, diese Verheißung in seinem Evangelium so glänzend hervorhebt, und überdies schon im Geiste den Engel fliegen sieht, der ein ewiges Evangelium bringt — eben so wurde von der johanneisch-franziscanischen Partei im Mittelalter die Kirche des Geistes gefordert und in Aussicht gestellt. Es ist hier bei der nachgewiesenen engen Verkettung der trinitarischen und triadologischen Momente kein Widerspruch. Aber allerdings hätte dem intellektuellen Bedürfnisse eine besondere, eigenthümliche Erscheinung in der orthodoxen Kirche selbst zu entsprechen gehabt. Da dies nicht der Fall war, so artete das Postulat in Sektirerei und offene Empörung aus, gegen die man dann auch wieder kirchlicherseits so gewaltsam zu verfahren veranlaßt war und — eben weil das pneumatische Moment noch nicht seine befriedigende, die Geister auf innerlichem Wege beherrschende Vertretung gefunden — leider nur so verfahren konnte. Das sind sehr lehrreiche Vorgänge und wohl werth, daß man sie in ernste Betrachtung ziehe. Man erlaube daher noch folgende Erörterungen.

Es ist sehr ungenügend, die drei trinitarischen Momente, von denen die Rede ist, durch eben so viel Abstraktionen zu bezeichnen, wie etwa die Begriffe: Macht, Liebe und Erkennen sind. Lasse man jedoch diese Begriffe und Ausdrücke als Abbreviaturen gelten, welche durch ihre Kürze die Darstellung erleichtern, zumal da das Mittelalter, von welchem wir zu sprechen haben,

sich selbst derselben bedient hat. Wenn wir auf dieses Zeitalter einen nur oberflächlichen Blick werfen, so fällt uns als dessen vorwiegender kirchlicher Charakter allerdings nur die weltgeschichtliche Ausprägung der Macht und Gewalt in Form des Papstthums und der Hierarchie in's Auge. Aber dieses Zeitalter hatte das Bewußtsein, daß eben so sehr auch die Darstellung und Entfaltung des Liebes- und Erkenntnißprincips erforderlich sei. Man glaubte sie auch zu besitzen; und es waren namentlich zwei geistliche Gesellschaften, in denen sie vorhanden zu sein schienen, die der Franziscaner und die der Dominicaner, in denen sich sogar zwei dieselben Principien vertretende Gattungen himmlischer Geister auf Erden niedergelassen zu haben schienen. Es wurden nämlich die Seraphim als die Engel der Liebe, die Cherubim aber für die des Wissens gehalten [1]). Daher sah man in dem heil. Franz die Erscheinung eines Seraphs, in dem heil Dominicus die eines Cherubs. So

1) In einer altdeutschen Uebersetzung des ambrosianischen Lobgesanges aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu München steht in der Stelle: tibi Cherubim et Seraphim, statt des ersten Wortes die guizzenuolle (Wissensvollen) und statt des letzteren: die minnefiurige (Liebesfeurige) s. Berl. Jahrb. für wissensch. Kritik. Juli 1831. Nr. 18. S. 144. Auf altdeutschen Gemälden erscheinen die Cherubim blau oder in einem blauen Lichtschimmer, die Seraphim roth oder in einem rothen.

hat die beiden berühmten Ordensstifter Dante (Parad. XI. 38.) geschildert: „Der Eine von Inbrunst ganz seraphisch, der Andere durch Weisheit ein Widerschein vom Cherubsglanze.“ Dem Orden des heil. Dominicus gehörte der berühmte Thomas von Aquin an, der sich als kirchlicher Denker und Theolog ein so außerordentliches Ansehen erwarb, und dem noch heutzutage so vorzugsweise gehuldigt wird. Es thut sich auf diese Weise das höchst ehrenvolle und anerkennungswerthe Bedürfniß und Bestreben kund, auch dem Erkenntnißprincip, als einem wesentlichen und unentbehrlichen Momente des kirchlichen Geistes und Lebens, die gebührende Rechnung zu tragen und dasselbe in der Kirche selbst glänzend und mächtig vertreten zu sehen. Zugleich ist wahrzunehmen, daß nach der Idee des Mittelalters die beiden Principien nicht in eine und dieselbe persönliche und gesellschaftliche Darstellung zusammengefaßt sein, sondern in zwei verschiedenen, für sich bestehenden Repräsentationen existiren und ihre um so größere Wirkung thun sollten. Leider aber wollte sich die Sache nicht so friedlich und harmonisch gestalten, wie es die organisirende Idee des Mittelalters meinte und vorzeichnete; „Seraph“ und „Cherub“ verhielten sich wie Wasser und Feuer, wie Ja und Nein, wie Satz und Gegensatz. Entzweiung, Haß, Feindschaft, Erbitterung trat ein; heftige Streitigkeiten zwischen den zwei hervorragenden Orden, ihren Tendenzen, Lehren

und Systemen ziehen sich durch die Geschichte der Kirche hindurch. Wenn mein Opponent die Trias: „Papstthum, Scholastik und Franziscus“ aufstellt, so scheint er zu vergessen, daß es auch eine ganz speciell franziscanische Scholastik gab, die mit der vom Dominicanerorden ausgegangenen, namentlich der des Aquinaten in principiellem Kampfe lag. Der große Gegner des heil. Thomas war bekanntlich der Franziscaner Duns Scotus; eine noch oppositionellere Stellung gab sich nachher der Franziscaner Occam; und es handelt sich darum, einzusehen, worin denn eigentlich der Grund dieser Spaltung lag. Um dies gründlich zu erörtern, wäre freilich ein ganzes Buch zu schreiben; ich muß es bei einigen schüchternen Winken bewandt sein lassen.

Den Dominicanern war die hohe Aufgabe zugefallen, als irdische Cherubim das der Kirche nöthige Erkennen und Wissen zu Stande zu bringen und dem Macht-, Glaubens- und Liebessystem derselben das noch fehlende Glied, die kirchliche Gnosis, hinzuzufügen. Sie stellten auch in der That ein Lehrsystem auf, das sich großer Anerkennung zu erfreuen hatte. Dasselbe aber erwies sich doch nicht als das in Wahrheit befriedigende, versöhnende, vermittelnde und vereinigende; denn sonst hätten sie, statt jene richterliche Rolle zu spielen, die sie in so großen Verruf gebracht, die Häresien auf einem milderen und gründlicheren Wege zu bekämpfen gewußt; sonst wären insbesondere auch nicht die franziscanischen

Gegensätze dawider aufgetreten. Mit dem johanneisch-franziscanischen Liebesprincip hing die möglichste Erhebung der milden, mütterlich-süßen Maria in Dogma und Cultus zusammen; es fehlte aber noch der dogmatische Schlußstein des katholischen Marienecultus, der erst neuerdings unter unserem vortrefflichen Pius IX. hinzugefügt worden ist. Die Dominicaner, ihren autoritätsvollen Thomas an der Spitze, bemühten sich, diese Vollendung zu hindern; jener berühmte Scholastiker hatte die Unzulässigkeit des Glaubens an die unbefleckte Empfängniß darzuthun gesucht; Scotus vertheidigte das Gegentheil, und der Franziscaner hat nun endlich kraft kirchlicher Entscheidung über den obgleich so überschwänglich gefeierten Dominicaner gesiegt. So wäre noch Vieles beizubringen, wenn ich mich nicht auf das Wenige beschränken zu müssen glaubte. Die Franziscaner konnten mit einem Worte in der dominicanischen Scholastik die ächte Darstellung und Entwicklung des pneumatischen Princips, welches sie forderten, nicht erkennen. Sie mußten daher selbst Hand an's Werk legen; und so geschah es denn, daß sie, erbittert über die den Gegnern zu Theil werdende Bevorzugung, auch ihrerseits zu Extremen fortgingen und sich bis zur Häresie und Opposition gegen den ganzen kirchlichen Organismus verirrten.

So bin ich genöthigt, die Sache anzusehen, bis man mich etwa in evidenterer Weise, als bis jetzt geschehen ist, zurechtweist und so zu der entgegenstehenden Ansicht bekehrt, der ich dann nicht ferner widerstreben werde.

4.

Ich habe nun schließlich nur noch Eins zu bemerken. Mein Kritiker glaubt, meine Hervorhebung des heil. Paulus in der bezüglichen Abhandlung habe einen persönlichen Grund. Dagegen erlaube ich mir auf folgende biographische und literarische Thatsachen aufmerksam zu machen.

Es war nicht Paulus und sein specielles Geistprincip, was ich zunächst in Anregung zu bringen suchte. Das johanneisch-franziscanische mit Einschluß des ihm so nahe verwandten marianischen war es, was mir vor Allem am Herzen lag. Mein Marienbüchlein erster Ausgabe [1]) ist schon längst vor meiner Conversion in den Druck gegangen; und es ist bei dessen Gestaltung meine Absicht gewesen, ganz in die eigenthümliche Tiefe der katholischen Liebes- und Humanitätspoesie, wie sie sich in jenem zarten Cultus ausgeprägt, hineinzugreifen. Die wunderbare, in dem heil. Franziscus und seinen Schülern culminirende Naturanschauung der altchristlichen Zeiten hauchte mich ebenfalls schon lange vor meinem Eintritt in die katholische Kirche poetisch an; und es entstanden schon damals einige diese Anschauung spiegelnde Gedichte, die ich viele

1) Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Nürnberg 1841. Späterhin unter dem Titel „Marianische Legenden und Gedichte", Münster 1859, in veränderter Gestalt herausgegeben.

Jahre nachher in meinem zweiten Mansardenheft mitgetheilt habe. Für Paulus hatte ich so viel Sinn und Verständniß keineswegs; ein näheres Verhältniß zu diesem gestaltete sich erst während der entschieden katholischen Wendung, die ich im Jahre 1858 machte. Die erste Spur davon findet sich in meiner „dreifachen Krone Roms". Indessen beweist das später entstandene zweite Mansardenheft, wie sehr ich gleichwohl fortfuhr, mich jenen älteren Sympathien hinzugeben, und wie ich dieselben sogar mit erhöhtem Nachdruck äußerte. Maria und Franziscus waren meine Heiligen, meine Autoritäten und Vorbilder, die werthesten und vornehmsten Gegenstände meiner Verehrung, meines Preises und Anrufes. Man sehe nur gleich das Motto jenes Heftes:

Heilige Mutter! Hehrer Franz!
Gnädiglich aus eurem Glanz
Neiget euch, und diesem Kinde
Dunkelstiller Einsamkeit
Euren hohen Schutz verleiht;
Daß nicht all, was euch geweiht
Und erfüllt mit eurer Linde,
Zu so wildbewegter Zeit
Nur verschloss'ne Herzen finde,
Und, wie weggeworfene Spreu,
Die da wirbelt in dem Winde,
Ganz und gar verloren sei!

Von einem Gedichte, das ich in Beziehung auf gewisse dem Inhalte dieses Heftes entgegentretende Geg=

ner verfaßte, aber nicht drucken ließ, theile ich hier nur den ebenfalls bezeichnenden Anfang mit:

„Der heiligen Mutter sanfte Zier,
Und dein seraphisch Wesen,
Vieltheurer Franz, sie hab' ich mir
Zum Augenmerk erlesen.

Nicht die geringste Creatur
Ist ungeliebt von diesen;
Soll ich nicht auch so ächt und pur
Das ganze Sein umschließen?“ rc.

In welchem Grade ich dem Princip, dem ich in meiner Triadologie die zweite Stelle angewiesen, noch fortwährend huldige, und wie wenig mir dasselbe gegen das diesem System als das dritte geltende in den Hintergrund getreten, das wird endlich auch ein Büchlein lehren, das ich kürzlich bei Franz Kirchheim zu Mainz in den Druck gegeben und: „Schöne Seelen“ betitelt habe. Es werden darin mit Vorliebe einige der liebevollsten, demüthigsten und einfaltreichsten Charaktere der kirchlichen Vorzeit behandelt, wie namentlich gleich vorn herein ein Schüler des heil. Franziscus, der einfältige Bruder Juniperus oder Wachholder erscheint, welcher aus überschwänglicher Liebe und Barmherzigkeit und bei gänzlichem Mangel an gemeinem Welt- und Menschenverstand die wunderlichsten Streiche beging. Und so wird man mir schwerlich vorwerfen können, daß ich dem Erkenntnißprincip und speculativen Pro-

bleme einen zu einseitigen Vorzug gegeben. Ich wiederhole, daß mir sämmtliche in Rede stehende Momente gleich werth und wesentlich sind, daß ich die drei Principien durchaus nur organisch d. h. als integrirende, bleibende Glieder des Ganzen anschaue, hiebei zwar die vollkommene Entwicklung eines jeden derselben, für unsere Zeiten insbesondere des dritten, als des in dem Augenblicke vornehmlich zu beachtenden, verlange und darein den unumgänglich nöthigen kirchlichen Fortschritt setze, wie ihn auch unser jetzt regierender heiliger Vater ausdrücklich genehmigt und empfohlen hat, nicht aber eines dieser Momente und Principien dem anderen in abschwächender, degradirender, verkümmernder oder völlig ausschließender Weise aufgeopfert zu sehen wünsche.

Ueber
die deutsche Einheitsidee
in Beziehung
auf das Frankfurter Schützenfest und ähnliche Unternehmungen.

Πολλαι μυρφαι των δαιμονιων·
Πολλα δ' αελπτως κραινουσι θεοι,
Και τα δοκηθεντ' ουκ ετελεσθη,
Των δ' αδοκητων πορον ευρε θεος.

Euripides.

(**Alcest. Androm. Bacchant. Helena.**
Am Schlusse dieser Stücke.)

Man soll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen Alle machen,
Was sie nicht können.

Göthe.

Die Phrase tönt; es jauchzet
Die Menge gedankenlos.
Manch böse Natter birgt sich
In prächtiger Worte Schooß,
Grüßt zu gelegener Stunde
Mit ihrem giftigen Gruß —
Doch ungeahnt zuweilen
Zertritt sie ein Riesenfuß.

1.

Ich hätte in Frankfurt auch gern mitgeschossen, nämlich so wie ich es kann; ich hätte gern einen kritischen Schuß gethan, wäre aber übel angekommen, um so übler, je besser ich getroffen hätte. Denn Enthusiasmus und Parteitreiben vertragen keine Kritik; die wollen ungestört durch Vernunft und Urtheil sein; damit kann man erst nachher kommen, wenn die Sache eine schiefe Wendung genommen, wenn die Kritik der Thatsachen vorausgegangen ist und zur Besinnung gewaltsam aufgerufen hat. Nachdem diese nun wirklich das Ihrige gethan, kann ich mit der meinigen wohl auch herausrücken, und so erlaube ich mir denn folgende Bemerkungen.

Die Aufschrift der Frankfurter Festhalle lautete:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern."

Dr. Passavant in seiner Eröffnungsrede sagte: „In allen deutschen Stämmen ist der Gedanke wach: wir müssen einig sein, wir wollen ein

Volk sein.“ Zum Frieden und zur Einigkeit ward auch sonst noch dringend aufgefordert. Man sprach vom gemeinsamen, vom ganzen und ungetheilten Vaterlande ꝛc. Wie schön, wie groß klangen diese Worte; wie edel erschien diese Idee, wie löblich diese Begeisterung! An Hader und Zwietracht kranket alle Welt und insbesondere ist unsere weiland so große und herrliche Germania seit Jahrhunderten auf's Traurigste in sich zerfallen und zerrissen und durch innere Zerwürfnisse und äußere Zerstückelung so schwach, so klein, so verächtlich in fremden und eigenen Augen geworden, daß man darüber weinen möchte. Wer sollte nicht recht von Herzen wünschen, daß es anders werde? Aber — — — — läßt sich denn das so ganz einfach bewerkstelligen; lassen sich denn dergleichen fromme Wünsche mit einem Male wie durch einen Zauberschlag in Realitäten verwandeln? Es sollte so Vieles anders sein, als es ist; aber nur ein schwärmender Knabe kann meinen: er brauche nur eine Idee, eine Phrase in die Welt zu werfen, und so werde Alles geschehen sein. Und dann — — — muß denn der Begriff der Einheit und Einigkeit nicht näher bestimmt werden; muß denn nicht gesagt werden, wie und worin man einig sein wolle? Wird da nicht wieder ein Jeder seine besondere Meinung und Absicht haben und so die Einheit selbst wieder zu dem Zankapfel werden, der den Krieg der Parteien entzündet? —

2.

„Der Grundgedanke aller Inschriften, Reden, Manifestationen war der Gedanke der Einheit; es war der Grundton des ganzen Festes, aber ein Grundton, dem jede Partei ihren eigenen Text unterlegte, den alle schlechten Leidenschaften für ihre Zwecke zu variiren strebten." So das Mainzer Journal vom 25. Juli 1862. Wir wollen billig sein. Es war natürlich, ja nothwendig, daß man den Begriff der Einheit und Einigkeit nicht in seiner vagen Unbestimmtheit ließ, daß man ihm einen positiven Gehalt zu geben suchte. Denn derselbe ist so ohne Weiteres eine bloße Redensart, mit der Nichts anzufangen ist. Er ist zunächst ganz negativ und zeigt nur die Entfernung der Vielheit und Differenz an; aber nicht, wie das große Kunststück auszuführen sei, nicht wie das einige Deutschland denken, wollen und handeln solle, und wie zu bewirken sei, daß es auf eine so positive Weise zusammen stimme. Soll der Gedanke der Einheit nicht die reinste Absurdität sein, so muß er einen andern hinter sich haben, der ihm Bestimmtheit, Inhalt und Bedeutung gibt. War ein solcher nicht vorhanden und wollte man einen solchen nicht unterlegen lassen, so durfte man eine solche Phrase gar nicht in den Mund nehmen, eine solche Fahne gar nicht aufstecken. Daran scheint freilich die enthusiasmirte Masse gar nicht gedacht zu haben, weil die Masse überhaupt nicht denkt, und weil die Untersuchung der Begriffe,

die man ihr octroyirt, nicht ihre Sache ist. Neuestens[1]) ist von Gründung eines „allgemeinen deutschen Sängerbundes“ die Rede; und da wird wieder ganz dieselbe Sprache geführt. „Der Geist der Zwietracht und Absonderung müsse bekämpft werden.“ Wie, in welchem Sinn, in Kraft welcher positiven Ideen, Projekte und Verknüpfungsmittel, wenn nicht das leere, charakterlose Einheitsgeschwärm und Geschwätz Alles sein soll, wird nicht angegeben. Auch hier werden sich wieder hinter die zur Schau gestellten Redensarten und Schlagwörter, wie das Mainzer Journal sagt, „alle schlechten Leidenschaften“ bergen.

3.

Sehen wir uns die Sache näher an! Die verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Principien, Grundsätze, Denkarten, Systeme, Glaubensbekenntnisse, Tendenzen und tendenziösen Verbindungen und Verschwörungen sind in Deutschland zu Hause. Sie können und werden, ohne höchst wesentliche Veränderungen zu erleiden, nun und nimmermehr zusammenstimmen und ein friedliches, harmonisches Ganze bilden. Absolutismus, Aristokratismus, Constitutionalismus, Republikanismus, Socialismus, Communismus, groß- und kleindeutsche Gesinnung und Absicht, Katholicismus, Prote-

1) Es ist mir ein betreffender Artikel aus Stuttgart vom 29. Juli zur Hand.

stantismus, Pietismus, Wunderglaube, Rationalismus, Aufklärung, Theismus, Pantheismus, Atheismus, Materialismus — dieses buntscheckige Vielerlei sollte auf einmal ein einfaches Eins ohne Gegensatz und Widerspruch bilden? — Einheit und Einigkeit sind im Falle feindlicher Gegensätze und antagonistischer Parteibestrebungen nur dadurch möglich, daß die eine Seite siegt, die andere unterdrückt und vernichtet wird; oder daß sich beide in eine reine Indifferenz auflösen, so daß man gar Nichts mehr glaubt, denkt und will; oder daß etwas Neues entsteht, wogegen das Frühere aufhört, Bedeutung und Existenz zu haben. Was wollte man nun, was hatte man im Plane, als man in die so mächtig und prächtig schallende Einheitstrompete stieß? War die Sache einfach und ehrlich gemeint, so war sie absurd und gedankenlos; und war sie so taumelhaft-einfältig und unbesinnlich nicht, so stack dahinter eine Falschheit, ein Betrug.

Das eine, ganze, große, ungetheilte Deutschland — das war die so harmlos, als grandios erscheinende Parole, das der süße, patriotische Köder, an dem angebissen werden sollte und wirklich angebissen wurde. Zu diesem Deutschland war billiger Weise nicht nur der nördliche, sondern auch der südliche, nicht nur der protestantische, sondern auch der katholische, nicht nur der gottlose, sondern auch der fromme, nicht nur der blutgierige, son-

dern auch der sanftmüthige, nicht nur der besitzlose, sondern auch der besitzende, nicht nur der den niedrigen, sondern auch der den höheren Schichten der Gesellschaft angehörige Theil der Bevölkerung zu rechnen. Es wurden auch wirklich zum Theil recht universale Töne angeschlagen. Alles, was wir hier Widerstreitendes und Unversöhnliches erwähnt haben, sollte, so schien es, in einen Brei zusammengerührt werden, und das wäre in der That sehr rührend gewesen. Schade nur, daß es Unsinn war. Es war aber auch gar nicht die Meinung derer, von denen all diese Sänger-, Turner- und Schützenvereine eigentlich ausgehen und angeregt werden. Es handelte und handelt sich fortwährend nur darum, von all den Antithesen, die wir aufgeführt, das erstere, das negative und destruktive Moment überwiegen und triumphiren zu machen und dem anderen den Untergang zu bereiten. Das hat wenigstens einen Sinn; so könnte und würde die Differenz in der That getilgt werden; aber nicht in der Weise der Versöhnung und friedlichen Vereinigung des Geschiedenen, sondern in der Art, wie wenn von Zweien, die sich hassen und streiten, einer dem anderen das Messer in den Leib stößt und ihn so zum stillen Manne macht, der nie mehr einen Zank anfängt. Das und nichts Anderes war der großen, edlen Worte Sinn und Zweck.

Wohl wurde von denen, welche den herannahenden

Sturm ahnten und zu verhindern wünschten, wider etwaige Unruhestifter ein prophylaktisches Anathem geschleudert. Das Comité erklärte: „Wer in den Festtagen die Eintracht stört und in den schönen Bau des brüderlichen Festes die Fackel der Zwietracht zu werfen versucht, den treffe mit eherner Wucht die Verachtung der Nation!" In einem Artikel aus Frankfurt vom 12. Juli hieß es: „Schmach und Schande über die, welche Zwietracht säen, sei es mit bösem Willen oder aus Beschränktheit." Die Worte waren mit ausgezeichneten Lettern gedruckt. Wie war es aber zu hindern, daß sich die Tendenzen verriethen, die der ganzen Veranstaltung zu Grunde lagen? Was sollten denn die Bankettreden für einen Inhalt haben? Sollten die Redner nur immer „Einheit, Einheit" schreien? Sollten sie etwa nur Franzosenhaß predigen? Und wenn sie etwas Positiveres aussprachen, mußten sie da nicht denen anstößig werden, die etwas ganz Anderes wollen? Ich muß die einzelnen Redner in dieser Beziehung durchaus entschuldigen, wenn ich auch noch so weit davon entfernt bin, ihre An- und Absichten zu theilen. Die Harmlosigkeit wäre in diesem Falle eine gar zu große Geistesarmuth und Lächerlichkeit gewesen.

Des Pudels Kern konnte nicht lange verborgen bleiben. Am 14. Juli wies Dr. Reinganum auf das Jahr 1848, als auf einen der Zeitpunkte hin, in welchem sich „der Volkswille" kund gegeben — ein

„endloser Jubel" ertönte. Es geschah dies in derselben Gegend bei Frankfurt, wo in dem genannten Jahre Lichnowsky und Auerswald massacrirt wurden. In solchen Thaten offenbarte sich damals der „Volkswille"; und das wollte man wieder haben und in noch weit stärkerem Maße. Schulze-Delitzsch aus Berlin sprach von Volksbewaffnung und „Initiative des Volks;" er sah im Schützenfest ein bewaffnetes Vorparlament. Grün ließ alle todten Wühler leben. Dr. Görz erinnerte in einer am 15. Juli gehaltenen Bankettrede an Schiller's Motto: In tyrannos, das er auf seine „Räuber" geschrieben, und bezeichnete dasselbe als den Ausdruck des deutschen Geistes [1]). Metz machte den Festplatz zum „deutschen Rütli," forderte auf, bei der deutschen Fahne, als dem „Sinnbild der deutschen Freiheit und Einheit" zu schwören und brachte ein Lebehoch dem freien, einigen, dem baldigst freiheitlich geeinigten Deutschland.

Dahin also wurde der Begriff des einigen Deutschlands bestimmt, daß es das in revolutionärem Sinne einige sei. Es kostete den Herren auch gar

---

1) Es drückt nur den allgemeinen Geist der französischen und anderer solcher Revolutionen aus. Wenn wir keinen anderen Geist haben, so haben wir wenigstens nichts Eigenes und Besonderes. Vergl. oben S. 140.

Nichts, ganze deutsche Ländermassen mit ihren Millionen rüstiger und tüchtiger Bewohner und Geschlechter, die noch dazu in ihren Vertretern zugegen waren, vom dritten Stockwerke herab zu betrachten, und, so wie sie sind, als nicht zum vaterländischen Bruderbunde gehörig zu bezeichnen. Am 15. ereignete sich die allbekaunte und allbesprochene Scene, welche dem unitarischen Festjubel eine so klägliche Wendung gab. Da wurden von dem Advokaten Metz aus Darmstadt neben Kurhessen und Schleswig-Holsteinern auch die Wiener, Tyroler, Steiermärker und Oesterreicher mit der beleidigendsten Mitleidsbezeugung als „Deutschland's Schmerzenskinder" bezeichnet und der darauf entgegnende Redner, Dr. Wildauer aus Innsbruck, von der Metzischen Coterie mit wildem Lärm zu übertäuben gesucht, ja auf eine Weise bedroht, die einen ihn umringenden Schutz von Oesterreichern nöthig machte. So las man in den Zeitungen, und selbst die Wochenschrift des Nationalvereins [1]) gibt zu, daß Wildauer's Rede durch lauten Widerspruch „von der anderen Seite" unterbrochen worden, und daß es einen Augenblick zweifelhaft gewesen sei, ob es dem Redner möglich sein werde, zu Ende zu sprechen. „Wir sind keine Schmerzenskinder," rief Wildauer, „wir sind hier keine Gäste, wir gehören hierher als Kinder des Hauses." So

1) Nr. 117. vom 25. Juli 1862. S. 972.

mußten diese Männer ihr doch so unzweifelhaftes Recht, zur deutschen Nation gerechnet zu werden, betonen und geltend machen! Wildauer gehört überdies der liberalen Partei an; er war einer der Wenigen, die in Tyrol das Protestantengesetz vertraten. Um so gewichtvoller war sein Auftreten und um so deutlicher ist es, in welchem Grade die Oesterreicher durch die Metzischen Aeußerungen gekränkt worden sind. Streit, der nach Wildauer sprach, sagte: „Es hat einen Augenblick lang geschienen, als wenn die alte deutsche Untugend, die Zwietracht, uns wieder mit Schlangenwindungen umschlingen wollte." Es hat nicht nur so geschienen. Jener böse Genius, der nach Tacitus schon in den ältesten Zeiten die deutschen Stämme entzweite, hat wirklich mitten in der Festfreude sein schreckhaftes Antlitz hervorgekehrt.

So war dieses prächtige „Bundesschießen", dieses große, deutsche Nationalfest beschaffen. Es war nur allzu deutsch. Es war im Grunde nur menschlich. Aber der Deutsche — Gott sei's geklagt — ist zweimal ein Mensch. Zu der allgemeinen Zwietracht des menschlichen Geschlechtes kommt hier noch eine ganz specielle und eigenthümliche, wie sie sonst nirgends zu Hause ist. Nicht nur ein einfacher Fluch, wie er seit dem Verluste des Paradieses auf der ganzen Menschheit ruht, sondern ein zweifacher, wie er uns seit der vielgerühmten, in Hinsicht ihrer politischen und socialen

Folgen aber jedenfalls zu beklagenden Reformation belastet, drückt uns zu Boden und macht, daß wir uns nimmer zu erheben vermögen. Dieses Deutschthum wenn Deutschland los würde, von diesem Fluch und Schicksal wenn es sich zu befreien vermöchte, dann dürfte es billig ein Te deum laudamus singen; das wäre eines Festes werth, wie noch keines gefeiert worden ist. Aber durch ein Fest bringt man es nicht zu Stande; es müßten ganz andere Dinge vorausgehen; die Sache müßte erst da sein, um sie brüderlich feiern und feiernd befestigen zu können.

4.

Das unglückselige Land wird hauptsächlich durch zweierlei Differenzen, Rivalitäten und antagonistische Gegensätze zerrissen, die, genau erwogen, nur einer sind. Protestantismus und Katholicismus, Preußen und Oesterreich, nebst all dem, was sich an diese Namen knüpft, unter diesen Firmen seine Rolle spielt und was zuletzt ganz allgemein: Verneinung und Bejahung, Zerstörung und Erhaltung heißt — das ist's, und wie sollen diese Dualismen zu Monismen werden? —

So, daß Preußen die Oberhand gewinnt, daß der Protestantismus die alte Kirche, der moderne Unglaube den alten Glauben verdrängt oder wenigstens um alle Bedeutung in Deutschland bringt — das war die Meinung der Gothaer. Diese aber haben bei dem großen

Schießen einen großen Bock geschossen; und es hat sich herausgestellt, daß die großdeutsche Partei so leicht nicht zu werfen ist. Das war die gute Seite des Festes. Das Einheitsproblem ist dadurch nicht gelöst worden; nur einfacher ist es geworden, indem sich eine der Fahnen gesenkt, welche die destruktive Partei aufgesteckt hatte. Ob Oesterreich oder die rothe Republik und die demokratische Schreckensherrschaft, ob Christenthum und Katholicismus oder Atheismus und Materialismus — das ist nun noch mehr als früher die große Alternative geworden.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, wenn ich nochfolgende briefliche Aeußerungen einer achtbaren Frankfurter Persönlichkeit mittheile, welche die beste Gelegenheit hat, sich über die dortigen Anschauungen und Stimmungen zu unterrichten.

„Preußen hat verspielt; das sieht Jedermann, auch seine größten Anhänger ein. Hätte nun Oesterreich die Fähigkeit, sich das deutsche Nationalinteresse anzueignen, wozu ihm durch das Resultat der jüngsten Ereignisse hier so glücklich der Weg gebahnt ist, so hätte es leichtes Spiel. Versäumt es den glücklichen Augenblick, so ist es schlimm; denn dann ist das Feld jener unseligen Partei überlassen, die es sich gewiß nicht mehr nehmen lassen und es ihren Interessen und Absichten gemäß nur allzu rührig und energisch bearbeiten wird. Qui vivra verra [1]). So

1) Soeben, da ich dies schreibe, lese ich einen Artikel aus

viel steht fest: durch die Annäherung der mittel- und süddeutschen Elemente sind von beiden Seiten viel falsche Vorurtheile verschwunden; die Tyroler schieden von hier begeistert und mit Dankesthränen; die Sympathien für das protestantische Preußen dagegen sind begraben."

Oesterreich, meint man, soll jetzt seine Thätigkeit entfalten. Aber kann Oesterreich, mag es auch thun, was es will, *für sich allein* die Sache zum Abschluß bringen? Müßten nicht auch unsere Fürsten eine That vollbringen, eine große That, welche die Thätigkeit der Revolutionsmänner paralysirte? — Sie müßten in dem Kaiser von Oesterreich sich selbst ein Oberhaupt geben und so das alte deutsche Reich, wenn auch in sehr modifizirter, den Foderungen der Gegenwart entsprechender Weise wieder herstellen. Die Sache wäre so leicht; die deutschen Könige brauchten hiebei nicht einmal ihren Königstitel aufzugeben; und der deutsche Kaiser würde um so größer erscheinen, wenn er *ein König von Königen* wäre. Unterbleibt eine solche That, so ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß unsere nie rastenden

Frankfurt vom 30. Juli, wo es heißt: Herr *Wallhaus* in *Hersfeld* (Kurhessen) fordere zur Gründung eines „*deutschen Parlamentsvereines*" auf, dessen Voraussetzung die Auflösung der schon in organisirter Form bestehenden Parteien sein würde, also z. B. auch des Nationalvereins. Man läßt also die blamirte Fahne fallen und steckt eine andere, zeitgemäßere auf.

Revolutionsmänner, trotz der eingetretenen, für sie ungünstigen Wendung, ihr Spiel doch noch gewinnen und eine neue Volksempörung in Deutschland zu Stande bringen.

Aber auch unsere Revolutionsmänner könnten sich verrechnen. Wenn in Deutschland die Revolution losbricht, so wird der französische Nachbar nicht ruhig zusehen. Er wird sich einmischen, wie es seiner Politik gemäß; und das Ende wird dieses sein, daß wir seine Unterthanen werden. Die Republik hat in Europa keinen Bestand; sie kann da nur eine vorübergehende Erscheinung sein. Für die europäischen Verhältnisse und Zustände paßt nur ein großes Kaiserreich, und in dieser Beziehung ist die Frage wohl nur die: ob dieses Reich ein französisches oder ein deutsches sein werde.

Zeit- und Festgedichte.

1.

Man kann den Menschen Alles bieten,
Wenn es modern und zeitgemäß;
Man kann die frechste Lüge schmieden,
Wenn sie modern und zeitgemäß.

Der fürchterliche Fürst der Hölle,
Er zeige sich ohn' alle Scheu!
Ein Vivat hoch! ist ihm beschieden,
Weil er modern und zeitgemäß.

Nur nicht Frau Veritas erscheine!
Denn selbige, gereiche sie
Auch noch so sehr zu Heil und Frieden,
Ist nicht modern und zeitgemäß.

2.

„Fortschritt" — es gibt wohl einen;
Ich bin für ihn, den feinen,
Gar minniglich entbrannt.
Er führt von hohlen Scheinen
In das Erkenntniß-Land.

Nach dieser Zeiten Meinung,
Führt, jeglicher Umzäunung
Zum Hohne, sonder Ruh
Verneinung auf Verneinung
Dem ächten Heile zu.

Ich muß es anders fassen;
Denn bei so gottverlassen
Wahnsinniger Triebe Lauf
Thut seinen Schlund, den grassen,
Der Höllenabgrund auf.

3.

Einheitlicher Intention
War das Projekt zu Babel schon,
Von welchem man in heiliger Schrift
Die altvererbte Kunde trifft.
Es strebte der centrale Bau
Gigantisch auf zur Sternenau;
Doch Gott verwirrte Sinn und Wort
Und man zerstreute sich sofort.
Was Aehnliches erlebten wir
Beim großen Schützenfestturnier,
Wo man zu Anfang ganz und gar
„Ein einig Volk von Brüdern" war,
Wo es sich aber bald genug,
Das süße Bündniß, auch zerschlug.
Tempel und Halle prangte da,
Es ragte die Germania
Und deutet an, wie all verbannt,
Die alte Zwist im Vaterland,

Und wie es so zu Kraft und Macht
Auf's Neue freudig aufgewacht.
Da richtet' erstlich ein Orkan
Ein unerhörtes Unheil an.
Auf Menschenkinder mit Gekrach
Stürzte sich nieder Dach und Fach;
In Schrecken, Angst, Entsetzen, Weh
Verwandelte sich das Diné [1]);
Doch nicht zu dämpfen war der Schwung
So glühender Begeisterung.
Die Schäden wurden gut gemacht,
Die Todten in die Gruft gebracht,
Die Schwerverletzten in's Spital,
Und wieder glänzte Haus und Saal.
Die Büchse fing zu puffen an;
Auch Redner waren auf dem Plan;
Es tönten Worte groß und viel,
Die hatten ihr besonderes Ziel.
Da reget' einen neuen Harm
Ein Mann, gekommen von der Darm.
Es machte jener edle Metz
Ein gar zu kränkendes Geschwätz;

---

1) Es ist sonderbar, was Natur und Zufall diesen Festen gegenüber, die, was sie auch für Schilder aushängen, nur einer neuen Revolution zur Einleitung und Vorarbeit dienen sollen, für eine ominöse Rolle spielen. Dem ersten deutschen Sängerfest, welches 1845 zu Würzburg gefeiert wurde, ging ein ähnliches Ereigniß, wie jenes Frankfurter, voraus Nähere Beschreibungen sind mir nicht zur Hand. Im Juli 1862 wurde zu Plauen zu einem daselbst abzuhaltenden Sängerfest eine Halle gebaut, die am 21 einstürzte, einen Menschen tödtete und zwei andere lebensgefährlich verletzte.

Darob erhob sich ein Protest,
Und zum Skandale ward das Fest.
Da sahe leider jedes Kind,
Wie stark wir in der Liebe sind;
Die Einigkeit blieb auf dem Platz,
Und Sieger blieb der Gegensatz.

4.

Die Germania [1]) hat den Sturm bestanden;
Mich auch hat's gefreut, da dies geschah.
Pereant die wühlerischen Banden;
Aber Vivat hoch Frau Patria!
Und damit stimmt — es hat großen Schein —
Auch der Himmel überein.

5.

Patria — ist das die Masse,
Das die Pöbelschaar, die grasse,
Die sich aller Orten gleich
Auf der Erde weitem Reich;
Die allüberall zu Haus,
Wo der Gräuel, wo der Graus,
Wo sie viehisch ohne Bann
Ihre Lüste stillen kann?
Sind's der Jugend böse Lenker;
Sind's die demokrat'schen Henker;

---

1) Auf dem Gabentempel des Frankfurter Schützenfestes. Ihr Stehenbleiben auf der Spitze des Gebäudes, während die Gerüste im Ru zertrümmert waren, erregte allgemeines Erstaunen und ward als eine Art von Wunder betrachtet und beschrieben.

Sind's der Zwietracht schlaue Schürer,
Wilder Banden wilde Führer;
Sind es Jene, deren Hand
Ausgestreckt zu Mord und Brand?
Muß ich eine Bestie werden,
Mich als Deutscher zu geberden;
Soll ich deutsch die Künste nennen,
Die auch Kannibalen können;
Soll es vaterländisch heißen,
Nur den rohen Stoff zu preisen;
Soll germanisch-ächt und rein
Freche Seelenläugnung sein?
Ist mit Deutschthum einerlei
Barbarei und Raserei? —
Steht es so, dann zieh ich vor,
Mich zu mischen in den Chor,
Jener ferngebornen Leute,
Die man nennet: „Rothe Häute."

Einer andern Kunde froh
Ist mein Herz; sie lautet so:
Patria — das ist der Geist,
Der sich in den Edlen weist,
In den Frommen, in den Reinen,
Die nicht groß nur im Verneinen;
Die nicht schwatzen, die nicht hetzen,
Nicht des Aufruhrs Klinge wetzen;
Die die sprossenden Geschlechter
Besser machen und nicht schlechter;
Die bei ihren Geistesgaben
Auch ein Herz im Busen haben,

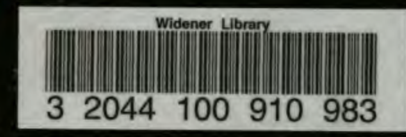
Sanfter Art und menschlich-weich
Und nicht dem des Tigers gleich;
Die das Vaterland gebar,
Seine wahrsten, besten Söhne,
Daß in ihnen offenbar,
Was das Haupt ihm mit der Schöne
Unbefleckter Ehren kröne:
Seiner reinsten Wesenheit
Kraft und Macht und Herrlichkeit.

6.

Prophete, du willst doch nicht geliebt sein?
Nicht über deine Hasser klagen?
Du würdest übel eingeübt sein,
Propheten-Last und Loos zu tragen.
Du, der als Weltgewissen spricht,
Du kannst der Welt nicht wohlbehagen;
Denn sein Gewissen liebt man nicht.

7.

Was ich gedenke, was ich noch vermag,
Da meine Kraft so klein,
Da schon so tief mein Tag
Gesunken? — Einen Steinbruch nenn' ich mein;
Aus selbigem zu brechen manchen Stein,
Ob er zu brauchen etwa zu dem Baue,
Dem künftigen, der unser Stolz wird sein —
Das ist's, was ich zu leisten mir getraue,
Das ganz allein.
Der Tempel hebt zu prangen
Wohl dann erst an, wenn ich zu Grab gegangen.


Widener Library
3 2044 100 910 983